

Josef Lehmbrock

Toleranz schweigt nicht!

Kritische Betrachtungen eines Architekten
ein Beitrag zur Diskussion über Sinn und Zweck des
deutschen Werkbundes

Saaten-Verlag, Wiesbaden

Ex libris
Prof. Dr. Roland Günter

Josef Lehmbrock

Toleranz schweigt nicht!

Kritische Betrachtungen eines Architekten; ein Beitrag zur Diskussion über Sinn und Zweck des deutschen Werkbundes.

Saaten-Verlag, Wiesbaden, 1965

Inhalt:

Vorwort

1. »Lieschen Müller«
Nachdruck aus Werk und Zeit 4/64 mit einer geringfügigen Kürzung.
2. »Die gemordete Stadt«, Kritik an W. J. Siedler
3. System Spatial, das Märchen von der Erfüllung aller Bedürfnisse durch die dreidimensionale Raumstruktur
4. Architektur, figuristisch betrachtet
Nachdruck aus Werk und Zeit 2/65
5. Hommage a Werner Hebebrand, ein Buch mit einer Fülle von Gegensätzen über das gleichnamige Buch, herausgegeben von Ulrich Conrads, Lothar Juckel, Paulhans Peters und Alfred Simon
6. Was ist ein Architekt?
Nachdruck aus der »Süddeutsche Zeitung« vom 4. August 1965
7. Ein Architekt
Nachdruck aus »Für Hans Schwippert«, zusammengestellt von Theo Otto und Karl Wimmenauer
8. Schlußwort

Toleranz kann und darf nicht zum Verzicht auf eine eigene Meinung führen. Erst die Bereitschaft, innerhalb der Meinungsverschiedenheiten die eigene Auffassung auch dann zu vertreten, wenn es unbequem wird, legitimiert zur uneingeschränkten Unterstützung des Rechtes der freien Meinungsäußerung. Viele Mißstände in unserer Gesellschaft sind darauf zurückzuführen, daß von dem im Grundgesetz garantierten Recht zu wenig Gebrauch gemacht wird.

Nicht nur die bösen Erfahrungen mit der Diktatur, sondern auch die ständige Drohung weltweiter Konflikte bringt jeden denkenden Menschen zu der Erkenntnis, daß man die Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung nicht mehr sich selbst überlassen darf. Weniger aber wird erkannt, daß die Ursachen für die weltweiten Konflikte in allen Lebensbereichen zu suchen sind, daß das Geschehen mit jeder öffentlichen Äußerung zum Guten oder zum Bösen beeinflußt wird. In Architektur und Städtebau befinden wir uns in der kuriosen Situation, daß die Veröffentlichungen der namhaften Kollegen und ihrer Kritiker sich mehr oder weniger durch die extremen Widersprüche gegenseitig aufheben. Es entsteht zwar viel Wirbel, aber keine Wirkung, das große Geschäft des quantitativ außerordentlichen Aufbaus wird nahezu anonym vollzogen. Die deprimierende Tatsache, daß trotz der Fülle der Vorschläge und der vielen Wettbewerbe — besonders im Städtebau — zum Schluß immer wieder die gleiche Misere herauskommt, sollte doch zu denken geben, ob die Avantgarde als „Club intimster Feinde“ — so wurde es auf einer Werkbundtagung formuliert — überhaupt noch ernst genommen werden kann. Schließlich drückt sich doch die Intimität der Feindschaft darin aus, daß, wie es Julius Posener in »DER MONAT« Heft 9/65“ beschreibt, ein Architekt sich nicht bereifindet, das Werk eines Kollegen zu kritisieren, es sei denn, er könne es rückhaltlos loben.

Die Flucht vor der Auseinandersetzung ist nun die denkbar schlechteste Voraussetzung für eine gemeinsame Arbeit, eine solche wird aber auch gar nicht angestrebt. Ein »Avantgardist« zeichnet sich heute durch eine eigene Note aus, er hat eine »Masche« zu haben, die sich von allen anderen möglichst grundsätzlich unterscheidet. Wer zum Beispiel das Unwinklige vertritt, der darf mit einem rechten Winkel nicht auffallen, und ein Engagement für Kuben schließt jede Verwendung von Schalenkonstruktionen aus.

Die Architekten haben so durch die zu isolierte Betrachtung formaler und technischer Probleme längst die Führung verloren, die die Avantgarde des Neuen Bauens in den zwanziger Jahren durchaus gehabt hat. Die Behauptung ist nicht abwegig, daß die Architekten durch ihre Abwesenheit von der Realität und durch die Fehleinschätzung der gestellten Aufgabe, durch die vielen faulen Kompromisse und durch die gleichzeitige Überschätzung ihrer Bedeutung wesentlich mitverantwortlich sind für die heutigen Zustände.

Man kann die Entwicklung nicht nur durch das Beispiel, sondern oft noch stärker durch den Verzicht auf Aufgaben beeinflussen. Wichtiger aber ist die Bemühung um Gemeinsamkeit in den öffentlichen Fragen und ein Eintreten für diese Gemeinsamkeit mit allen Mitteln der Publizistik, denn Einsichten gewinnen erst dann eine politische Wirksamkeit, wenn sie in den Grundzügen von den breiten Schichten geteilt werden.

Diese Auffassung wird von vielen Kollegen mit Sicherheit entschieden abgelehnt. Darum beginnt dieses Heft mit dem Beitrag »Lieschen Müller«, einem Ausschnitt aus einer Diskussion, die sich aus der Baden-Badener Werkbundtagung ergeben hat.

Es folgen dann kritische Äußerungen zu Beiträgen der Extremisten unter den Architekten und Kritikern, die in die Kategorien der blinden Angst und der blinden Hoffnung einzureihen sind, um eine Formulierung von Friedrich v. Weizsäcker zu gebrauchen. Mit dem Beitrag: »Architektur, figuristisch betrachtet« wird die immer stärker werdende Isolierung auf formale Probleme auf's Korn genommen.

Der Verfasser ist der Auffassung, daß sich Wolf Jobst Siedler mit seinem Buch: »Die gemordete Stadt«, Yona Friedmann mit seinem Projekt: »Paris Spatial« und Eberhard Schultz mit seinem Buch: »Die Prediger mit dem Reißbrett« disqualifiziert haben. Die anhaltende Publizität des vermeintlichen Utopisten und der

beiden »Kulturpessimisten« kann nicht verdecken, daß ihre Äußerungen Verwirrung stiften, so auch bei E. Schulz, der den Übertritt der Architektur in die Plastik mit der Unterstellung belegt, bei le Corbusier habe die Denkmalabsicht in seinen späten Bauten zugenommen, eine Auffassung, der le Corbusier bis zuletzt leidenschaftlich widersprochen hat. Nicht le Corbusier ist in seinen Widersprüchen groß (F.A.Z. vom 30. August 1965), sondern jeder der Extremisten. Ihren Vorstellungen fehlt jegliche Basis zu einer Gemeinsamkeit und sie müssen sich deshalb notwendig destruktiv auswirken.

In einer Zusammenfassung von Äußerungen bekannter Planer, Architekten, Publizisten und Soziologen aus dem Buche: »Homage a Werner Hebebrand« wird die Fülle der Gegensätze noch einmal deutlich gemacht. Der Beitrag: »Was ist ein Architekt« stellt einen Versuch dar, die Aufgabe dieses Berufsstandes zu umreißen. Zum Schluß wird ein sehr bekannter, aber in der praktischen Arbeit eher stiller Architekt als ein Beispiel vorgestellt.

Selbstverständlich ist sich der Verfasser darüber klar, daß alle diese Berichte nur eine Meinung unter vielen darstellen. Die Schärfe der Formulierungen soll lediglich dazu beitragen, endlich eine offene Diskussion, ohne die bisher üblichen Empfindlichkeiten, in Gang zu bringen. Es geht hier weniger um eine Klärung der anstehenden Probleme, dazu reichen die Beiträge nicht aus, sondern mehr um die Einsicht, daß gemeinsame Aktionen nur nach einer geistigen Auseinandersetzung sinnvoll sind, weil sie sonst, nach einer Formulierung Maldonados, zu einer Zerstörung mit anderen Mitteln führen. Wer wirklich Gemeinsamkeit will, der kann nicht zu allen nett sein, er muß den Mut haben, nach bestem Wissen die Spreu vom Weizen zu trennen.

Josef Lehmbruck

Entgegnung von Josef Lehmbrock auf die Kritik, die Erich Wenzel unter dem Titel »Lieschen Müller — eine neuzeitliche Jeanne d'Arc?« (»Werk und Zeit« 3/1964) an Lehmbrocks »Plädoyer für die Ordnung« (»Werk und Zeit« 12/1963) geübt hat.

Es ist gut, daß Erich Wenzel das Thema »Lieschen Müller« noch einmal so scharf angepackt hat, denn ohne jeden Zweifel liegt da ein zentrales Problem unserer Zeit. Auf einen einfachen Nenner gebracht, geht es doch darum, ob wir als Gestalter Lieschen Müller anerkennen oder nicht. Erich Wenzel sagt nein und ich sage ja; dazu sage ich aber auch noch, daß alle die, die eine positive Entwicklung anstreben, gar keine andere Wahl haben. Mit Idealisierung, die ich nie im Sinne hatte, gibt es kein Weiterkommen, es geht um Tatbestände, fangen wir also mit dem Gemeinsamen an:

Lieschen Müller ist eine fiktive Person, so wie der Normalverbraucher, Lieschen Müller gibt es nicht, letztlich läßt sich kein Mensch auf irgendeine Norm bringen. Gerhard Weisser sagt aber, Lieschen Müller ist eine gute Arbeitshypothese — eine Beweislastthese allerdings — für alle die Fälle, die die Interessen der breiten Schichten berühren. Viele Werber haben zunächst die Beweislast erbracht, daß man mit dem Regelwert Lieschen Müller beinahe nach Belieben verfahren kann. Ihre Werbung, und es ist die Regel, geht in einer geradezu widerwärtigen Form vom schlechten Publikumsgeschmack aus. Die Werber sagen zwar, wir haben keine andere Wahl, Lieschen Müller will es nicht besser, in Wirklichkeit aber geht es ihnen ausschließlich um den Profit. Nicht nur die Werber gehen vom schlechten Publikumsgeschmack aus, auch die Politiker und Gestalter setzen ihn in aller Regel voraus. Das Publikum befindet sich in der Lage eines entlassenen Sträflings, dem im Grunde niemand etwas Positives zutraut. So ist die Behauptung von Hans Eck-

stein geradezu ein Wunder, daß der Publikums-
geschmack mehr indifferent als von Natur aus schlecht
ist. Er belegt es mit den Erfolgen des Arzberg-Services,
den Braun-Geräten und den Storck-Stoffen. Ich gehe
aber weiter und behaupte, daß z. B. die hohe Aktualität
des Verbrauchertests beweist, daß die Masse aus
der Indifferenz heraustritt und mehr und mehr eine
sehr bestimmte Einstellung zum Verbrauch und auch
zum Leben innerhalb der Gesellschaft einnimmt.
Dagegen schreibt Erich Wenzel: »Ohne die bessere
Einsicht als die von Lieschen Müller und Genossen,
ohne die »Gewalttaten« (der Besserwissenden) wird
keine freie Gesellschaftsordnung zu erlangen sein.«
Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß das die
landläufige Meinung aller derjenigen ist, die sich selbst
nicht zu der Gattung der Lieschen Müller zählen. Ich
möchte jedoch zu bedenken geben, ob überhaupt
jemand noch in der Lage ist, sich aus der Masse der
Unwissenden auszuschließen, jedermann hat doch, und
bei sein spezielles Wissen noch so groß, viele Wis-
senislücken. Dazu können wir für unsere besseren Ein-
sichten von heute, das zeigt die Erfahrung, mit Sicher-
heit nicht garantieren, jeder denkende Mensch muß
sich täglich korrigieren. Sollen also überall, wo das
Wissen fehlt, die »Gewalttaten« der Besserwissenden
regieren? Wie sieht es aus in allen den Fällen, wo
wir uns selbst vernünftigerweise zum Regelwert
Lieschen Müller zählen müssen? Ich denke zum Bei-
spiel an die EWG, an die Schulreform, an Impfkationen,
an Atombewaffnung und vieles andere. Haben wir
einfach stillzuhalten und ja zu sagen, nur weil wir den
Gesamtkomplex nicht übersehen können? Die ver-
gangenen Ereignisse, alle die Katastrophen, die durch
die »besseren Einsichten« über uns gekommen sind,
sprechen nicht dafür. Wir geben unsere Stimme zu
vielen Dingen, die wir nicht übersehen können, wir
verlassen uns dabei auf unser Gefühl oder das Ver-
trauen in eine Persönlichkeit, wir sehen unsere momen-
tanen Interessen, eine politische Richtung, oder auch
nur Konventionen. Auf dieses Recht der Mitentschei-
dung können wir trotz aller offensichtlicher Mängel
nicht verzichten, weil die Gutmeinenden und die Ver-
führer einer Disziplin, von der wir nichts verstehen,
von uns nicht zu unterscheiden sind. Vorsicht also mit
dem gelinden Faschismus gegenüber der Unmündig-
keit der Masse, wir gehören alle dazu. Nicht aus den
Einsichten einzelner Menschen, sondern erst dann,
wenn die Einsichten von der Masse gebilligt werden,
geht es gut oder böse weiter. Wir haben nur eine
Möglichkeit, diese Entwicklung positiv zu beeinflussen,
nämlich durch eine konstruktive Mitarbeit überall
dort, wo wir glauben, die besseren Einsichten anbieten

zu können, und wir sind verpflichtet, sie in die Waagschale zu werfen, wenn wir als Bürger nicht versagen wollen. Nur das ist Demokratie!

»Die Demokratie (eine freie Gesellschaftsordnung) bedarf der freien und bewußten Mitwirkung jedes einzelnen Bürgers«, das sagt Adolf Arndt. »Vor dem Gesetz sind alle gleich«, das sagt das Grundgesetz. Das war zu Fürstens Zeiten nicht so, so schockierend es sich für manche anhören mag; Lieschen Müller ist zwar nicht Jeanne d'Arc, dafür aber doch der Souverän unserer Zeit; in unserer demokratischen Gesellschaft gibt es niemanden, der ihr vorgesetzt ist außer denen, die sie selbst auswählt und die sie auch wieder absetzen kann. Diese Realität läßt sich nicht ausreichend mit »außengeleiteten« Menschen Riesmanscher Typologie oder der Verkörperung einer »Seinsart der Alltäglichkeit« nach Heidegger erklären, sie wird in der Politik inzwischen sehr ernst genommen, in fast allen anderen Bereichen jedoch ignoriert. Man übersieht dabei fahrlässig, daß sich die Emanzipation der breiten Schichten über den Wahlzettel und die Lohntüte hinaus auf alle Lebensbereiche ausdehnen wird.

Diese Realität der Macht der Verbraucher, diese Konsummacht erster Ordnung hat Erich Wenzel durchaus erkannt, aber er stellt resignierend fest, daß ihr Einfluß über die Märkte und Produktionsstätten bis in die Ateliers der Planer, Architekten und Designer reicht. Warum der Jammer? Ist es den Gestaltern je anders gegangen, haben sie nicht immer sehr präzise Aufträge zu erfüllen gehabt? Die getreue Erfüllung einer Aufgabe hat niemals die Kunstform eines Bauwerkes beeinträchtigt, sei es das Kolosseum als Ort für (grausame) Massenveranstaltungen oder das Schloß als der Ausdruck der Omnipotenz des Fürsten und der gesellschaftlichen Zwangsform seiner Hierarchie bis zu den letzten Kavaliershäusern.

Die stereotype Antwort der Gestalter auf diesen Einwand lautet, der Regelwert Lieschen Müller ist kein Partner, er liegt einfach unter unserem Niveau. Nun gut, sage ich, dann laßt sie in Frieden! Aber nein, Lieschen Müller hat zu parieren und es beginnt mit den Gardinen. Ich möchte nicht alle die Werkbundfreunde auf einem Haufen sehen, die für ihre Bauten verbindlich vorschreiben, welche Gardinen zu verwenden sind. Wenn es sich einrichten ließe, dann würden sie diese Auflage sogar grundbuchlich eintragen lassen. Nicht Lieschen Müller ist da aus der Reihe, sondern der völlig unangemessene Anspruch der Gestalter, der bei den Gardinen ja nur anfängt und schließlich hinreicht bis zu ganzen Stadtsystemen.

Ein Trost ist es, daß die Verbraucher über diese lebensfremden »Schöpfungen« hinweggehen; wer es nicht

glauben will, der kann es bei Helmut Klages »Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt« (Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen) nachlesen. Jane Jacobs hat in ihrem Buch »Tod und Leben großer amerikanischer Städte« (Bauwölfundamente im Ullsteinverlag, Berlin) nachgewiesen, daß die Kunstform Stadt lebensfeindlich ist, daß unsere Gesellschaft nur in einer denkbar großen Offenheit wachsen kann, daß nur innerhalb des sich ständig wandelnden Geschehens Städtebau das Leben in der komplexesten und intensivsten Form möglich ist. Wenn Erich Wenzel also meint, daß nur mit gelinder Gewalt die gesellschaftlichen Ordnungsentwürfe und Pläne durchzusetzen sind, dann befindet er sich zwar in der Gesellschaft der meisten theoretisierenden und praktizierenden Planer, aber er befindet sich mit Ihnen auf dem falschen Pferd: der Bürger wird diese Planungen nicht annehmen. Die Unkenntnis in den Fachfragen führt zwar immer dazu, daß der Bürger allen möglichen Planungen zustimmt, das lebendige Leben aber steht der perfekten Durchführung stets im Wege. Alle die verzweifelten Versuche, unserer Gesellschaft eine »Ordnung« überzustülpen, die »Masse« zu gliedern und überschaubar zu machen, sie in die Kontrolle zu bekommen, mußten scheitern, weil mit einer unaufhaltsamen Macht an die Stelle der sozialen Kontrolle in den geschlossenen Gesellschaften früherer Zeiten unsere heutige, offene Gesellschaft tritt: die bewußt unvollständige Integration, die Austausch und Kontakte in das Belieben jedes einzelnen Bürgers stellt, in der das Recht zu einer eigenen, von allen Konventionen freien Lebensführung selbstverständlich ist. Inzwischen hat es sich erwiesen, daß diese offene Gesellschaft bei aller Gefährdung des einzelnen einige besonders häßliche Formen des Zusammenlebens absorbiert. Intoleranz, religiöse und rassische Vorurteile, Diffamierungen und hexenprozeßähnliche Vorgänge werden mehr und mehr verdrängt. Sicher ist es auch richtig, daß die Befreiung der »Masse« von jeder Bevormundung zunächst einmal zu einer erschreckenden Formlosigkeit geführt hat. Das Recht zu einer eigenen Lebensgestaltung ist nicht ein Garantieschein für gute Form. Andererseits aber können wir auch nicht dieser Befreiung von jeder Bevormundung alle Übel unserer Zeit zur Last legen. Die »Unformen« des Kleinen Mannes haben Gartenzwergdimensionen. Die Intelligenz weiß und sagt zwar längst, daß das Bodenrecht, die Steuerverteilung und die recht zufälligen Gemeingrenzen der Entwicklung entgegenstehen, ändern aber werden sich die Dinge erst, wenn die breiten Schichten die Bereinigung kraft der Gewalt der Verbraucher erzwingen. Die gesellschaft-

lichen Mißstände hat der kleine Mann nicht zu vertreten, sie sind vor allem auf die äußerst handfeste Realität von Mächten zurückzuführen, die von den Mißständen und den längst überholten Privilegien profitieren. Die überall gleiche Misere der Bebauungen über Land und Länder hinweg zeigt zum Beispiel die überall gleichen üblen Voraussetzungen, die zu dieser großen Landzerstörung führten und immer noch führen. (Lieschen Müller hat sich also sehr gegen die Profitmächte zu wehren!)

Die Gründerzeitquartiere werden sich auflösen, die soziale Enge der Siedlungen wird gesprengt werden, aber nur aus der Kraft der breiten Schichten. Sie allein können nach und nach die noch starke Privilegienwirtschaft, den zählebigen Behördenschematismus und einen falsch verstandenen Traditionalismus beiseite drängen und so die offene Gesellschaft auch sichtbar zum Ausdruck bringen.

Eine erste Voraussetzung dazu ist das akzeptable Angebot der Fachleute, keine Hirngespinnste, sondern echte Möglichkeiten. Angebote, die aus der Summe der Bedürfnisse ermittelt werden. Niemand ist dadurch gezwungen, z. B. Gartenzwerge zu produzieren, weil sie ja verlangt werden, jeder kann aus seiner Freiheit das zur Wahl stellen, was er für die Entwicklung für richtig hält. Der Bürger aber ist Auftraggeber und wir sollten wissen, daß es nur über die Freiheit seiner Wahl weitergeht und daß auch die gelindeste Gewalt das Recht gleicher Lebensmöglichkeiten für alle einschränkt. Nur evolutionäre Methoden können die auf allen Gebieten bestehende Gefährdung des Menschen nach und nach abbauen. Wir kommen so nicht daran vorbei, von den Vorstellungen und Wünschen der Bürger auszugehen, sie wünschen sich nicht zuerst ein neues Jerusalem, sondern die Erfüllung der elementaren Bedürfnisse. Alphons Silbermann hat in seinem Buch »Vom Wohnen der Deutschen« (Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen) nachgewiesen, daß die Mehrzahl der heutigen Menschen zuerst den materiellen Aufwand, dann die Qualität, dann die Zweckmäßigkeit und erst zum Schluß die Ästhetik sieht. Das ist eine Reihenfolge, die angesichts der ungeheueren Fülle an Aufgaben durchaus beachtenswert ist. Das Eingehen auf die berechtigten Interessen hat nichts gemein mit einer Erfüllung eines durch viele Einflüsse deformierten Massengeschmacks.

Ludwig Marcuse sagt es so: »Es ist eine schlechte Sache, die allgemeinsten Bedürfnisse niedrig zu nennen, man muß dann auch den Hunger verachten. Es ist eine Fälschung, Quantität und Qualität in einen Wertgegensatz zu bringen, von dem Käufer der Bibel wird kaum als »Massenkonsument« gesprochen, obwohl sie

ein Bestseller ist. Die Massenkultur ist nicht gefährlich, und die edle veredelt nur die Edlen, beide dringen nur ein bißchen in die innerste Zelle ein, die fast so undurchdringlich ist wie ein Safe. Das Beste kann für den, der es aufnehmen soll, nicht zu assimilieren sein, es ist also das Schädlichste. Es kommt nicht darauf an, wie gut die geistige Nahrung ist, sondern wie gut sie nährt, das geschieht auf verschiedenen Ebenen. Der Aufnehmende ist Maßstab alles Guten und Schlechten — für sich selbst. Das Beste ist dazu nicht immer das Beste, oft nur das raffiniertest Zurechtgemachte. Nichtinspirierte haben die Fingerfertigkeit in den Himmel gehoben, die smarte Aufmachung verhüllt vor allem eine maßlose Menschen-Feindlichkeit. Vor dem Genuß wird das Pädagogische gesetzt, die Kultur soll erziehen. Der Kulturpolizist manipuliert, nicht Hölderlin, sondern seinen überflüssigen Kommentar. Die Massenkultur lebt elend von dem, was sich die Produzenten unter ›Massen‹ vorstellen.«

Manne gibt es nicht nur auf Fußballplätzen und an Fernsehschirmen, Hunderttausende besuchten Picasso- und Braque-Ausstellungen, die Masse wurde auch wirksam in der Spiegel- und Abhöraffaire, sie läßt sich immer weniger ›verballhornen‹. Das sind keine dramatischen Erfindungen, sondern einfach Tatsachen, und dieser Prozeß zeigt nichts anderes als die allmähliche Verwirklichung unserer sich von unten aufbauenden Demokratie, der Souverän der Vergangenheit wird endlich spürbar vom Bürger abgelöst. Man soll nicht sagen, die breite Masse sei unwillig, sie ist bereit, das Moderne anzunehmen. Daß das Ergebnis so schlecht geraten ist, das liegt einfach am schlechten Angebot. (Man sehe die skandinavischen Länder!) An uns liegt es, wir müssen das der Stunde, das heißt das im Moment nach dem Stande der Entwicklung Gemäße nach bestem Wissen anbieten. Alle, die durch ihre Arbeit die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens beeinflussen, sollten sich bei aller Sachkenntnis immer des Dienstcharakters ihrer Rolle bewußt bleiben, sie sollten sich daran erinnern, daß entscheidende Voraussetzungen der heutigen Lebensführung — ausreichender Lohn auch für eine erträgliche Wohnung, ausreichende Freizeit, ausreichender Urlaub — die Früchte eines Arbeitskampfes der ›Masse‹ sind. Sicher hat Lieschen Müller die ›Parolen‹ dieses Arbeitskampfes nicht erfunden, sie sind das Angebot von Menschen, die in ihrem Sinne dachten. Dieses Angebot mußte aber von der Masse angenommen werden, um wirksam werden zu können. Nur über diese elementare Kraft lassen sich auch die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vor-

aussetzungen für die weitere Entwicklung der Gesellschaft durchsetzen.

Es geht um die restlose Beseitigung jeglicher Anmaßung bauherrschaftlicher Rechte durch die Gestalter. Das Ärgernis der Figur Lieschen Müllers ist bewußt gewählt worden, um deutlich zu machen, daß wir heute in unserer offenen Gesellschaft nur dann eine Legitimation für unsere Arbeit haben, wenn wir sie als Erfüllung eines immer wieder neu zu ermittelnden konkreten Auftrages sehen. Unser konkreter Auftraggeber ist die abstrakte Person, in der das gleiche Recht für alle, das potentielle Leben zu einem optimalen Einsatz bringen zu können, zum Ausdruck kommt. Diese abstrakte Person ist an die Stelle des Fürsten getreten, nennen wir sie, um das Ärgernis Lieschen Müller zu beseitigen, den Bürger X. Wer glaubt, daß das Niveau des Bürgers X für die Form nichts mehr übrigläßt, der hat das Wesen der Form nicht begriffen. Die Form kann niemals Ziel, sondern immer nur Ergebnis sein. Die volle Übereinstimmung mit der Realität der Zeit ist immer eine unumgängliche notwendige Voraussetzung für das Gelingen jeder Form.

»Die gemordete Stadt«, Kritik an W. J. Siedler

Beim ersten Durchblättern hat Wolf Jobst Siedlers Buch nichts von dem, was der »Krimittel« verspricht, das Buch zeigt im Gegenteil ein freundliches Gesicht. Man sieht kaffeetrinkende Frauen, kartenspielende Männer, Kinder, die noch nicht flügge Vögelchen hegen, Musikanten und Müßiggänger in vielerlei Gestalt, das alles zwischen Bäumen, Hecken und Sträuchern, aber, und da liegt schon der Haken, immer vor ausgewählten, zumeist malerischen Ausschnitten von Gründerzeitbauten. Hart setzen Siedler und seine Fotografin gegen diese Fülle von Liebreiz eine im Verhältnis kleine Zahl von Bildausschnitten neuer Bauten, wie sie eintöniger und abstoßender wohl kaum zu finden sind. Tiefpunkt ist eine düstergraue, fensterlose Neubauwand mit einem zweig- und blattlosen Bäumchen davor und drei winzig wirkenden Kindern, die, mit dem Gesicht zur Wand, an einer Teppichstange hängen. Die Aufnahme ist gestellt, sie wirkt wie eine Exekution. Die Schwarzweißmalerei im Text ist noch grotesker und unsinniger, etwa so: »Der (böse) Geist des Zeitalters der Masse regiert. Die Welt ist von Peitschenlampen tödlich erhellt — man denke nur an die elektrische Hinrichtungsmethode und den charakteristischen Ausspruch Lenins: Sowjetmacht = Sozialismus + Elektrifizierung. Die Welt der Bikini-Nacktheit, der Glasarchitektur, der direkten, ausgesprochenen und unmißverständlichen Literatur, der kleinwüchsigen Importpflanzen, diese Welt verdrängt den breitkronigen Baum, den breitkremigen Damenhut, das Geheimnis des Schattens, das

Intime, das Halbgesagte, Unausgesprochene und Angedeutete. Es ist ein Plebejizierungsprozeß, der dem Dunkel, der Verschwiegenheit und der Nuance den Kampf angesagt hat. Das gemeinsame Leben und der Klatsch mit der Gemüsefrau in der Enge der Hinterhöfe und Straßen, diese Lebensbezüge sind durch den Supermarkt »entpersönlicht« worden, man hat den Menschen in die Anonymität, in die Sterilität und aseptische Ordentlichkeit familiengerechter Bauweisen gestoßen. Aber auch die alten Quartiere verlieren durch das Übel des Putten- und Stuckabschlagens ihren Reiz. Es wäre nie herausgekommen, daß die Architektur — unter Stuck und Putten — schlecht ist! Denkmalpfleger an die Front! Ordnung, Sauberkeit und Helligkeit, das erinnert an das Vokabular der Kommunisten und Fanalisten, der Reinigung des Staates folgt die Säuberung der Gesellschaft, das im schilfigen Ufer des Wannensees verankerte Restaurantschiff wird abgewrackt, weil der Gropiusenkel für den wassernahen Sonntagskaffee den Werkbundstuhl will.«

Wolf Jobst Siedler ist besonders besorgt um das Laster. Die Planer sind für ihn, weil sie keine Gassen für die Unmoral bauen, die Verbündeten der Sittenpolizei und die Gegner der Kokotten und Straßensänger. Die Planer bedrohen Kultur und Urbanität an den Wurzeln, durch ihre Reißbrettmentalität morden sie die Stadt. Sie tun das, was der Zeitgeist fordert. »Um vierundzwanzig Uhr ist es ganz gleich, ob man zwischen den Hochhäusern von Houston oder den Ruinen von Berlin steht. Auf zweierlei Weise hat der Geist des Zeitalters der Masse sein Ziel erreicht: die Leere, Abschied von Ninive, . . . ihr Untergang ist die Frucht des Lasters, . . . der schreckenerregende Moloch Stadt, der unerbötlich Menschen, Völker und Kulturen frißt, ist tot.« (Es tut also gleich, ob die böse Masse Bomben wirft oder Hochhäuser baut, die Leere ist das nicht abzuwendende Ziel des Massenzeitalters.)

Was das verschwommene Mischmasch von »Ironischem, Halbgesagtem, Unausgesprochenem und Angedeutetem« ist, das hat Karl Kraus dem Sinne nach so gesagt: »Es genügt nicht mehr, nicht denken zu können, das Nichtschreibenkönnen muß dazu kommen!« Der Krebschaden wird schon offenbar, Eberhard Schulz spricht in der »F.A.Z.« zwar von demagogischer Inszenierung, aber er glaubt, daß das Buch wie das Büchlein von Jane Jacobs das funktionale und seelenlose Malheur der modernen Architektur noch mehr in die Schranken weisen kann. Dramatisch sagt Hermann Funko in »Die Zeit«: »Die moderne Stadtplanung ist das vorsätzliche, gemeinschaftlich begangene Morddelikt überführt. Die verantwortlichen Städtebauer und Architekten werden von der Geschichte exekutiert.«

Er vergleicht Siedlers Machwerk außer mit Jane Jacobs »Leben und Tod großer amerikanischer Städte« noch mit Hans Paul Bahrds »Die moderne Großstadt« und übersieht dabei, daß sich diese beiden, sehr im Gegensatz zu Siedler, der offenbar alles Planen für faschistisch hält, sehr konstruktiv um neue Planungsmethoden bemühen. »Die Welt« schließlich lobt den Abgesang auf Putte und Straße ohne jede Einschränkung, aber sie hat zu einem früheren Teilabdruck des zur Diskussion stehenden Buches folgenden Leserbrief des Verfassers veröffentlicht:

Zu Ihrem Beitrag »Abschied von Ninive« von Wolf Jobst Siedler vom 19. Oktober habe ich folgendes anzumerken:

»Die sicherlich vorhandene Zivilisationsfeindschaft ist keine Erhebung gegen die Stadt, sondern eine Erhebung gegen eine geradezu beängstigende Beschränkung der elementaren Lebensvoraussetzungen durch den Mißbrauch der Technik, angefangen von der Verseuchung des Wassers und der Luft bis zur ständig gegenwärtigen Atomtoddrohung.

Der Verfasser verzeichnet den Charakter der Stadt, wenn er von ihr als größter Vergnügungsstätte, als bewußter Unordnung und der ständigen Versuchung Gomorrha spricht. Wenn einzig jene Städte geliebt werden, in denen der Verkehr mehrfach am Tage zusammenbricht, und eine Tangente zur Via Veneto das Herz Roms zum Erlöschen bringt, dann könnte man den Reiz der »Unordnung, Lasterhaftigkeit, Nichtdurchschaubarkeit und Unübersichtlichkeit« (nach Wolf Jobst Siedler) noch durch einige Zutaten vergrößern, ich schlage vor, Versprühen von Morphium zu den Hauptverkehrszeiten, polizeifreie Zone — Betreten auf eigene Gefahr, Straftaten werden nicht verfolgt — und eine grundsätzliche Befreiung von dem Zwang, in der Öffentlichkeit Bekleidung zu tragen.

Nein, weder Funktionsuntüchtigkeit noch Laster sind typische Merkmale der Stadt. Die Offenheit des gesellschaftlichen Lebens in der städtischen Gemeinschaft, die Beliebigkeit des Austausches, die Toleranz gegenüber den Außenseitern, die Möglichkeiten zu einem völlig anonymen Dasein, das sind immer noch die Zeichen einer höheren Lebensart, die Lebensmöglichkeiten und das Maß der Freiheit werden durch das Stadtleben einfach vergrößert.

Autor Siedler vermag dieses Stadtleben, das sich in dem Gedränge auf den Promenaden ausdrückt, von der Frage der Versorgung einer Stadt nicht zu unterscheiden.

»Als Stadt funktioniert die Stadt nur, wenn sie nicht mehr funktioniert«, das ist auf gut rheinisch höherer Blödsinn. Auf der Ebene des notwendig Gemeinsamen kann man gar nicht genug zum Funktionieren bringen, es

ist einfach Unsinn, sich das Leben durch Abgase und Ampeldiktatur vergällen zu lassen. Es läßt sich doch nicht übersehen, daß sich der Mensch von den Automobilen auf den schmalen Pfad der Bürgersteige hat vordrängen lassen und das kann sich nur ändern, wenn der Verkehr eigene, »flüssige« Trassen erhält, die das Gohube des Menschen dann nicht mehr stören. Das Vokabular aus der Wasserwirtschaft ist durchaus angebracht, denn der Verkehr hat etwas von Überflutungserscheinungen und er fließt durchaus in den »Kanälen« der Umgehungsstraßen am schnellsten ab. »Gedrängte Baumassen von burgenhaftem Zuschnitt« sind nicht und waren nie Voraussetzung für städtisches Leben, man denke nur an die Agora Griechenlands. Urbanität ist eine Frage der Gesittung und sie ist nicht von Massenhaftigkeit irgendwelcher Art abhängig. So kann das hinter die Ladenzeile gestellte Hochhaus den Boulevard auch nicht in eine Provinzstraße verwandeln, wer es genau wissen will, der braucht nur einmal in die Rotterdamer Lijnbaan zu fahren, und er wird erleben, daß großstädtisches Leben auch zwischen niedrigen Ladezellen möglich ist. Ebenso wenig ist die Durchgrünung der Stadt eine Absage an das Städtische, gerade in den Städten hat die Gartenkultur die schönsten Beispiele hervorgebracht, nicht zuletzt auch in unserer Zeit.

Wenn es stimmen sollte, daß die Welt von Datschen aus regiert wird, so würde das noch lange nichts daran ändern, daß die Masse der Menschheit in großen Ballungsräumen lebt und aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange leben wird, denn die Verdichtung nimmt immer noch ständig zu. Für dieses Zusammenleben Lösungen zu finden, das ist die Aufgabe. Die Siedlungsbewegung jedenfalls hat es nicht geschafft, die Menschen flehen aus der sozialen Enge der allzu überschaubaren Gemeinschaften, die Siedlungen sind allenthalben sozial abgesunken. Ich bin nicht so sicher, daß das Hell vom flachen Land kommt. Meiner Meinung nach liegt die Zukunft mehr in der Stadt, weil die Freiheit dort höher steht, die Möglichkeit zur Manipulation am Menschen sich dort verkleinert, weil dort die schreckliche Bindung ans Milieu der Intoleranz weitgehend aufgehoben ist.

Es bleibt natürlich offen, daß die Freiheit den Menschen fast immer dazu führt, den Einsatz gegen sich selbst zu vergrößern. Das aber ist ein Sache, die jeder mit sich selbst abzumachen hat.«

(Abschied von Ninive erschien am 19. Oktober 1963, der Lönorbrief am 1. November 1963 in »Die Welt«)

Zum Buch Siedlers ist festzustellen, daß es nicht schwer sein dürfte, das genaue Gegenteil in Wort und

Bild zu belegen, die blankpolierten Prospekte der Bauparkassen und -gesellschaften, die Renommierbücher der Städte und die zumeist mit sterilen Schokoladenseitenfotos gespickten Fachzeitschriften zeigen es. Das besagt natürlich nichts, denn es gibt leider nur sehr wenige Schriftsteller und Fotografen, die nicht nur genau wissen, was sie schreiben und fotografieren, sondern auch, was sie damit bewirken. Wie wäre es, wenn die Autoren einmal darüber nachdächten, was die Planer in den letzten 60 Jahren für Möglichkeiten hatten, in einer Zeit also, in der die wöchentliche Arbeitszeit von 90 auf 40 Stunden reduziert, die durchschnittliche Wohnfläche von unter 10 auf über 20 Quadratmeter und schließlich die Kaufkraft des Stundenlohnes pro Person um das Mehrfache erhöht wurde, das alles gleichzeitig mit einer Verzehnfachung der Bevölkerung, einer Verdoppelung der Lebenserwartung, einer nahezu unbegrenzt wachsenden Produktivität, und trotz zwei überstandener Weltkriege. Diese außerordentliche Emanzipation der breiten Schichten — nach Siedler ein Plebejizierungsprozeß — ist im Vordergrund ein Machtkampf, er wirkt sich über die Lohntüte und den Wahlzettel hinaus mehr und mehr auf alle Lebensbereiche aus. Daß dieser Prozeß nicht nur positive Seiten hat, sondern zugleich mit einer elementaren Gefährdung des Lebens verbunden ist, das liegt nicht an einer »aseptischen Ordentlichkeit« unserer Welt, sondern an den immer noch ungeheuerlichen Unordnungszuständen und der Realität der Mächte, die Profit davon haben; ihre Gewalt und Zwangsläufigkeit erstickt zur Zeit noch jede Frage nach der Gestaltung. Die überall gleiche Misere der Bebauungen über Land und Länder hinweg ist die Folge der überall gleichen üblen Voraussetzungen.

Die Herren Kritiker sollten sich zuerst einmal mit den jetzt gültigen Auflagen des sozialen Wohnungs- und Städtebaus beschäftigen, bevor sie mit Steinen werfen. Der Einfluß der Planer auf die Lebensverhältnisse wird erheblich überschätzt. Sicher gibt es eine Krise in Architektur und Städtebau, die größte Gefährdung droht dabei aber von den Seiten der Leute, die nur die Haut, die Form sehen. Die besten Planer sind weiter, sie wissen heute, daß Städtebau aus einer Summe von Kräften geschieht, die sich nicht nach Idealvorstellungen gleich welcher Schattierung dirigieren lassen, Planungen, die, wie es G. Albers ausdrückt, für die Vielfalt der Spontaneität des Lebens, für den Spielraum der Entscheidungen des Einzelnen und der Gesellschaft so weit wie denkbar offen sind.

Was soll angesichts der Aufgaben das alberne Gewäsch über Stuck und Putten? Die ach so »schöne« Gründerzeit bestand aus acht bis zwölf Zimmern an

einem Flur und das in drei bis sechs Etagen. In der Regel hatte die Familie zwei Räume, Klo und Wasserzaphahn auf halber Treppe, jedoch mit der Etagengemeinschaft gemeinsam, das alles am lichtlosen Hinterhof. Da ließ sich leben! Ach, wie dumm doch die Menschheit ist, die sie sich in die faschistische Ordentlichkeit der abgeschlossenen Vierzimmerwohnungen mit Bad und besonntem Balkon hat abschieben lassen. Wenn irgend etwas geholfen hat, daß die Entwicklung immerhin noch so verlaufen ist, dann ist es der Zeilenbau, die Frankfurter Küche, dann sind es viele Quartiere der zwanziger Jahre mit der Weißenhofsiedlung an der Spitze, der Städtebau le Corbusiers und auch das Berliner Hansaviertel. Sie sind immer noch die Anfänge einer konstruktiven Entwicklung, wir haben sie lediglich weiterzuführen. Es ist unsere Aufgabe, die einseitige Gartenstadtbewegung, den Verkehrsextremismus, nur ökonomische oder nur formale Lösungen zu ersetzen durch eine Integration aller Disziplinen. Vor allem aber ist zu hoffen, daß sich kraft der breiten Schichten die von den Planern seit Jahrzehnten geforderten elementaren Voraussetzungen für einen modernen Städtebau durchsetzen lassen, ein neues Bodenrecht, eine bessere Steuerverteilung und die von Hans Paul Bahrdt so heftig geforderte Bereinigung der unteren kommunalpolitischen Ebenen in Übereinstimmung mit dem Wirtschaftsgeschehen. Dann wird es leichter sein, die von Jane Jacobs angeprangerte Durchschneidung eines Quartiers mit einer Schnellstraße zu vermeiden, die »unterentwickelten« Stadtgebiete einschließlich der zu dünn besiedelten Gartenstädte zu verdichten und schließlich die Stadtzentren von all den Einrichtungen zu entlasten, die »graue« Zonen schaffen und der Vielfalt des lebendigen Lebens im Wege stehen. Der Krebschaden unserer Städte heißt Desorganisation. Nur durch eine ebenso umsichtige Planung wie behutsame Überführung in die jeweils höhere Stufe läßt sich dieses Dilemma nach und nach beseitigen.

Carl Friedrich von Weizsäcker: »Die technische Welt stabilisiert sich nicht von selbst, . . . die technischen Notwendigkeiten erzwingen ein weitgehend geplantes Leben, . . . darum bleibt es uns nicht erspart, auch den Raum der Freiheit zu planen, . . . Freiheit ohne bindende Ordnung zerstört sich selbst.«

System Spatial, das Märchen von der Erfüllung aller Bedürfnisse durch die dreidimensionale Raumstruktur. Paria Spatial heißt ein städtebaulicher Vorschlag, den Yona Friedman den Vorstellungen Le Corbusiers und anderer entgegengesetzt. Er verheißt ein Prinzip der

Beweglichkeit im Städtebau, das allen, auch den heute noch unbekanntenen Bedürfnissen der Zukunft, gerecht wird. Mit einem dreidimensionalen Gerüst läßt sich, einmal ausgedacht und in Serien produziert, jegliches Problem lösen. Es paßt sich der Topographie an oder überspannt die öden Wohngebiete. Der Boden bleibt frei und die Menschen können sich in den stählernen Gespinsten dank der Perfektion der Elemente ohne Abhängigkeit von Architekten und Handwerkern ihre Welt nach Belieben einrichten und immer wieder umwandeln. Alle Entscheidungen, wie die Stadt wächst und sich verändert, liegen beim Bürger, es ist ein System ohne Diskrepanzen. Nichts weniger verspricht der Verfasser und er findet ein gläubiges Publikum. Selbst die Presse lobt die Perfektion der hängenden Gemeinwesen. »Verkehrslärm und -dunst bleiben zurück. In staubfreien Gärten blühen Blumen und Sträucher in einem automatisch geregelten Klima. Die ersten Regentropfen bewirken, daß eine Kunststoffolie sich über die Stadt spannt, ab einer gewissen Sonnenbestrahlung erfolgt automatisch Schattierung.« Auf die bange Frage, ob sich der Mensch nach wie vor nach einem soliden Sonnenbrand und nach den alten Städten sehnen wird, gibt es die Antwort: »Man wisse es nicht«, aber es sei doch zu bedenken, daß unsere Großeltern noch glaubten, mehr als das Tempo 40 km/h würde den Menschen töten (Süddeutsche Zeitung vom 4. August 1964, Seite 19).

Erstaunlich ist die Fülle der Einzelheiten in den mündlichen und schriftlichen Berichten, der Phantasie werden keine Grenzen gesetzt. In einer erschreckenden Diskrepanz dazu aber steht das, was konkret gezeigt wird. Außer für Paris gibt es zwar Zeichnungen für eine Überbauung des Ärmelkanals (Yona Friedman und Eckhard Schulze Fielitz), für New York und Abidjan (wo mag es liegen?) aber keine einzige detaillierte Einzelheit bis auf den Hinweis, daß die dreidimensionale Struktur Zellen von 25 bis 36 Quadratmetern zur beliebigen Ausfüllung beherbergt.

Dieser Mangel im Konkreten hindert die Verfasser aber nicht, im »statisch neutralen Kern der Hochkonstruktionen« Schnellwege für den Kraftverkehr zu versprechen. Eine 60- bis 75prozentige Ausnutzung der Oberfläche wird versprochen und die Einwohnerdichte von 850 Menschen je Hektar, alle öffentlichen Einrichtungen selbstverständlich inklusiv. Jedermann kennt die Ausmaße eines Fußballspielfeldes, die 23 Spieler benötigten 6000 Quadratmeter. Nicht weniger als 510 Menschen sollen sich also auf einer solchen Fläche mit ihren Wohnungen einrichten, einschließlich der Anteile für Straßen, Parkierung, Schnellbahnen, Läden, Schulen, Arbeits- und Vergnügungsstätten, Verwal-

tung- und Versorgungseinrichtungen, Kirchen und Kulturbauten, und das nach Yona Friedman auf dreiviertel der Stadtfäche von Paris. Knapp zwölf Quadratmeter entfällt so brutto auf eine Person, etwas weniger als die Hälfte der Fläche, die mit den Zufahrten für das Abstellen eines Automobils benötigt wird. Acht Quadratmeter Straßenfläche wird in einer gut organisierten Stadt auf den Kopf der Bevölkerung gebraucht und mindestens 10 Quadratmeter allein für das Schulleben, von den durchschnittlich 22 Quadratmetern Wohnfläche je Person ganz abgesehen. Es erübrigt sich, die erst angefangene Rechnung zu Ende zu führen, der Uninn ist zu offensichtlich.

Es ist verständlich, daß sich die Raumstrukturisten gerne mit Menschen umgeben, die etwas Konkretes zu bieten haben, aber es ist erstaunlich, daß sich Persönlichkeiten wie Prouvé, Mengeringhausen und Wachsmann den Hinweis gefallen lassen, daß sie die stählernen Gespinste für die Stockwerksstädte geliefert haben. Jean Prouvé's Elementbauweisen sind über jeden Zweifel erhaben und sie werden schon längst mit großem Erfolg angewendet, aber Konstruktionen der »Raumstruktur« hat er so wenig anzubieten wie Max Mengeringhausen, der bisher lediglich ein praktikables Baugerüst entwickelt hat. Auch Konrad Wachsmann hat nicht die Technik für die Stockwerkstädte anzubieten. Immer noch wartet die Fachwelt auf eine Antwort zu dem Vorwurf Stefan Polonyis in der Bauwelt, daß das Märchen Wachsmanns von dem einen genormten Stahlrohr, aus dem sich ein tragendes Gespinst fügen läßt (nach der »Süddeutschen« mit Hilfe des Elektroengehirns), schon aus ökonomischen Gründen nicht zu realisieren ist.

Wenn Mero-Konstruktionen über Hauszeilen fotomontiert werden — es entsteht der Eindruck einer Kelleratmosphäre für den größten Teil der Lebensräume — so darf man das nicht schon als Beweis dafür nehmen, daß im dreidimensionalen Raumtragwerk eine Zukunft steckt. Das System Spatial ist eine Luftblase. Diese Stadt — als Versammlungsraum gegen die Langeweile, das soziale Leben der Menschen und ebenso der Affen beruht auf die biologische Notwendigkeit der Zerstreuung (Yona Friedman) — ist ein Gaukelspiel, gestützt durch Wortspiele und ein Vermengen von Tatsachen mit Tatsachenbehauptungen, die alles andere als real sind. Es bleibt schließlich nach dem Studium des mobilen Städtebaues die Verwunderung übrig, daß so ein ungereimtes Zeug soviel von sich reden macht. Der Grund dafür liegt wohl in der Unsicherheit, mit der wir alle der Entwicklung gegenüberstehen. Die Ungewißheit schafft den Spielraum für die Extreme der blinden Angst und der blinden Hoffnung. Hier haben

wir es mit der blinden Hoffnung zu tun, die Schienenbahn ist weniger ein Transportmittel mit bestimmten Leistungen, sondern mehr ein schwebendes Etwas im rosaroten Himmel der Raumkonstruktionen. Es gibt ein französisches Bilderbuch mit Häusern aus Blumen und abgelegten Schmetterlingsflügeln, eine Welt der Unschuld. Doch die Raumstrukturisten sind weniger harmlos, sie wollen trotz der Vagheit ihrer Publikationen ernst genommen werden. Sie lehnen es ab, sich mit Details zu befassen, und derjenige, der mit bestimmten Fragen kommt, wird von ihnen als einseitiger Spezialist abgetan.

Der Schaden für die Gesellschaft liegt in der Verwirrung, die in der Öffentlichkeit entsteht und uns so von den konkreten Aufgaben abhält. Es wird darum Zeit, das Hirngespinnst der mobilen Stadt in der dreidimensionalen Raumstruktur abzulegen und in die rauhe Wirklichkeit der Aufgabe Städtebau zurückzukehren. Unsere Städte sind das genaue Abbild unserer gesellschaftlichen Zustände. Erst mit der Änderung dieser Zustände werden sich unsere Städte wandeln. Es ist primär eine politische Aufgabe.

N. B. Mobiler Städtebau und Paris Spatial wurden in »der architekt« 6/65 publiziert.

Nachbemerkung

Seit einigen Jahren versucht der Verfasser, Details zu erhalten, er hat aber außer einer sehr überschlägigen Berechnung der Firma Hochtief AG für ein viergeschossiges Eisentragwerk auf Betontürmen von 8 x 8 Metern in einem Raster von 54 Metern, die Schulze-Fielitz selbst für flüchtig und nicht gut und ungenau hält, nichts Konkretes erhalten. Stefan Polónyi erklärt zu dieser Berechnung, daß zwar alles zu konstruieren sei, die (erheblichen) Kosten dafür aber zu den üblichen addiert werden müssen. Auch den obigen Beitrag hat der Verfasser vor der Veröffentlichung Yona Friedmann und Schulze-Fielitz gegeben mit der ausdrücklichen Bitte um Details. Yona Friedmann erinnert die Art der Veröffentlichung an böse Zeiten, er teilt mit, daß zu seiner Arbeit das Carnegie Institut ein 50seitiges Bulletin herausgegeben und das staatliche Centre National de Recherches Scientifiques sein Problem unter die wichtigen eingereiht haben. Trotz fleißigen, jahrelangen Sammelns und ständigen Nachfragens bei den Erfindern ist es dem Verfasser bisher nicht geglückt, 50 Seiten über Raumstruktur zusammenzutragen. Die Berechnung zu der Dichte will Yona Friedmann damit abtun, daß in New Yorker Hochhäusern wesentlich größere Nutzflächendichten entstehen. Er bietet aber horizontale und nicht vertikale Strukturen an!

Zu der vertikalen Struktur hat Schulze-Fielitz vier Skizzen (DIN A 4) geschickt. Nach diesen Skizzen wechseln in der Raumstruktur 24 x 24 Meter große und sechs Geschosse hohe Baublocks mit Lichtschächten von 18 x 18 Metern ab, also das Prinzip der Hinterhöfe für alle Wohnungen bis auf die in der Dachgeschoßzone, nur alles auf Stützen 18 Meter über dem Terrain. Es gibt keinen Grundriß zu der Erschließung der 24 x 24 tiefen Bruttogeschoßflächen, aber das paßt zu der nun nachfolgenden Rechnung: Ausnutzung 65%, Geschoßflächenzahl 3,9, also 1770 Einwohner pro Hektar. (Für viergeschossige Anordnung mit kleineren Maßen 1310 E/ha.) Da der Erdboden mit Untergrund

und Zwischenraum zur Raumstruktur für die öffentlichen Belange frei ist und eine volle Ausnutzung gar nicht angestrebt wird, ist nach Schulze-Fielitz die Dichte von 850 Einwohner je Hektar für Paris Spatial sachlich vertretbar. Für die Nichtfachleute sei angemerkt, daß sich schon die Geschoßflächenzahl nicht brutto in Wohnflächen umsetzen läßt, der öffentliche Flächenbedarf nimmt dazu mit der Größe der Bevölkerung so stark zu, daß er schon bei vierstelligen Bevölkerungszahlen ein Vielfaches der benötigten Wohnfläche ausmacht (siehe oben!). Herr Schulze-Fielitz hat dem Verfasser das Studium der Primärliteratur und das Einmaleins angeraten.

Architektur, figuristisch betrachtet

Eberhard Schulz: Die Prediger mit dem Reißbrett.

Beispiele und Figuren der neuen Architektur.

148 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format 20 x 25 cm, DM 36,—, Deutsche Verlagsanstalt.

Egon Eiermann hat in »Baukunst und Werkform«, Heft 12/61, das von ihm gebaute Frankfurter Versandhaus aufs genaueste analysiert und die Entstehung der Form aus der Vielfalt der Aufgaben, den zur Verfügung stehenden Mitteln nach Geld, Technik, Zeit und Arbeitstakt genau beschrieben. Er hat dann schließlich vorsichtshalber gleich darauf aufmerksam gemacht, daß angesichts der vielen Vorbedingungen eine Architekturkritik wohl kaum zu erwarten ist. Aber es nützt ihm nichts, Eberhard Schulz tut so, als sei die Anlage »allerjüngstes Raffinement«, er spricht von einer »modernen Alhambra«, dem »Witz« der »gestreckten Gestalt« und seiner »abgesetzten Teile«, vom »herabzüngelnden Betonblitz« (der Außentreppen), von einer »koketten Trafostation«, der »Dampferarchitektur des Kesselhauses«, an der, »wer will, Bug und Heck erkennen kann«.

Dieses Beispiel der Figurisierung der Gestalt ist typisch für die ganze Art, wie Eberhard Schulz Architektur betrachtet. Die Zwecke sind für ihn nur ein leicht zu durchschauender Vorwand der Architekten, formale und figurale Absichten zu demonstrieren, denn, so sagt er: »Weil sie nun einmal so ist, wird Architektur unter dem Opfer der beteiligten Menschen gebaut . . . Es geht von den Pyramiden zu den Domen, zu den hochgerichteten Betonplatten Le Corbusiers und zu den Stahlkäfigen von Mies eine ununterbrochene Linie. Ihre Denkmalsfigur erhebt sich auf einem Sockel toter Konstruktion oder auf einem Sockel von Menschen, und eigentlich ist es ihr gleich, wenn sie nur endlich die Zone der reinen Demonstration erreichen kann und in ihr leuchtet.« Eine Gleichgültigkeit gegen den Menschen ist für Schulz also eine nicht zu umgehende Voraus-

setzung für den, der bedeutende Architektur erstellen will.

»In der heutigen Familie der Wolkenkratzer ist das Seagram Building von Mies van der Rohe . . . die düstere Gestalt. Es verkörpert einen recht dunklen, beinahe bösen Schicksalsgedanken.« Man wird »an den dunklen Bronzeklotz von Mies wie vor eine Guillotine geschleppt.« »Le Corbusier hat stets auf die Kolossalität gedrängt«, »in seinen Besserungswünschen liegt eine Tyrannei versteckt«, »Kinder sollen auf die Betonwiese auf dem Dach«, »sein banaler Rationalismus wird von dem Management eines amerikanischen Komforthotels lächelnd in den Schatten gestellt«, »als Denkmal ist auch dieser Wohnblock groß«.

Zwei große Baumeister unserer Zeit mit einer weltweiten Bedeutung werden als Beweis für die Tyrannei in der Architektur angeführt. Hans Eckstein hat einmal gesagt, daß es die Devise des neuen Bauens sei, die formale Erscheinung auf das Äußerste zu reduzieren, um die Dinge dem Menschen um so besser dienstbar zu machen. Dieses Prinzip hat auch zu der radikalen Beschränkung auf den rechten Winkel und die Materialien Stahl, Glas und Beton geführt. Man hat damit den denkbar einfachsten Nenner für eine weltweite Architektur gefunden, die in der Lage war, in dem heillosen Durcheinander einen neuen Anfang zu setzen. Die Moderne hat so bewiesen, daß sie den Zug der Zeit, die Befreiung des Menschen aus vielen Abhängigkeiten, schon früh begriffen hat. Nur in der inneren Übereinstimmung mit dem Geist dieser Zeit konnte sich das neue Bauen auf der ganzen Welt durchsetzen. Immer hat es nur eine Kunst in der inneren Übereinstimmung mit der Zeit gegeben, das hat sich nicht geändert. Eberhard Schulz aber behauptet, »... die Architektur hat mit ihren sozialen Zwecken viel weniger zu tun gehabt, als es das Architekturdogma der zwanziger Jahre wissen wollte, vielleicht überhaupt nichts...« Wie fragwürdig seine Urteilsfähigkeit neben der Fehleinschätzung von Zeit und Kultur in Fragen der Form ist, das erkennt man, wenn er »dorischen Geist« in dem mit Werkstein verpappten »Tausendfüßler« der Düsseldorfer Nordbrücke sieht und in der »Schwimmeroper« in Wuppertal den »Willen zu einer neuen Form entdeckt«. Da können nach ihm Mies van der Rohe und Le Corbusier offensichtlich nicht mitkommen, denn »dem modernen Hochhaus fehlt der Adel der inneren Gestalt . . . Weder ist das Hochhaus eine Kundgebung von Macht noch von rationaler Vernunft, denn seine mächtige Gestalt widerlegt sich durch seine Nachbarn«.

Neben der Hymnisierung der Figur ist die Dämonisierung der Technik das zweite Merkmal der Betrachtungs-

weise von Eberhard Schulz. Nach ihm ist das Auto der Prototyp technischer Ausgeburten, die, offenbar mit einem Eigenleben ausgestattet, es unabwendbar auf die Vernichtung der Menschheit abgesehen haben. Die Stadt wird »durch das Heer der Automobile, ein wahres Termitenheer, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, gleichsam abgeweidet, so daß nur noch für die wenigen Stunden der Nacht ein erschöpftes Wesen übrigbleibt.« »Im dritten Tiefgeschoß . . . ordnen sich die Automobile in Grätenstellung ein, unruhig und vielleicht böse, und es mutet an wie ein Akt Freudscher Verdrängung, daß man sie so versteckt.«

Kein Automobil fährt von selbst, immer gehört ein Mensch dazu, der es lenkt, und die Frage der Lösung unserer chaotischen Verkehrsverhältnisse ist lediglich eine Frage der Organisation. Lösungen dafür zeigen sich schon an den verschiedensten Stellen, es fehlt nur das allgemeine Bewußtsein dafür, daß unsere alten Verkehrswege den neuen Anforderungen nicht gewachsen sind und daß der fließende Verkehr eigene Trassen braucht, abseits der Begegnungsräume der Menschen. Das Abstellen der Automobile im dritten Tiefgeschoß ist dabei auch eine Möglichkeit, die unmittelbare Umwelt des Menschen von dem Ballast technischer Hilfsmittel zu befreien.

Es ist schwer, es Eberhard Schulz recht zu machen. Wer ein Heizwerk zeigt, der hat sich nach seiner Meinung mit »der Technik und ihrer anonymen Grausamkeit verschwistert« und wer es versteckt, der denkt nicht an »den Kellergrund der zwei und drei Unteretagen, diese Hölle des Nichtgewußten in jeder Architektur, wo Schaltzentralen, Ölheizung und das Geschlinge der Kabel sich verdichten, damit überirdisch ein hygienisches und rationales Leben funktioniert.« »Hier ist die Technik verleugnet und wie in Paketen verpackt, damit die reine Oberfläche außen und die kühle Hohlheit des Raumes innen ungestört bleiben.« Sichtbare Bläschächte einer Klimaanlage sind »ein Rest der Exhibition des Technischen«, ohne jede sichtbare Technik aber ist sie »als heitere und schwerelose Gestalt entworfen und nun geschlossener als ein Gefängnis«, »die Transparenz ihrer tausendfachen Fenster bedeutet die festeste Abtrennung. Keines läßt sich öffnen.« Man könnte über solch' tiefsinniges Geschreibe zur Tagesordnung übergehen, wenn Eberhard Schulz nicht der maßgebliche Architekturkritiker der FAZ wäre und wenn er nicht für seine Arbeiten den Kritikerpreis des BDA bekommen hätte.

Hommage a Werner Hebebrand, ein Buch mit einer Fülle von Gegensätzen

In »Hommage a Werner Hebebrand« ist eine Sammlung von Zeugnissen bekannter Stadtplaner, Architekten, Publizisten und Soziologen zum Bauen unserer Zeit geglückt. Um es vorweg zu nehmen, es ist eine Sammlung sich widersprechender Zeugnisse, aber sie ist sicherlich repräsentativ für alles, was heute über Architektur und Städtebau gedacht wird. Allen geht es um die Beseitigung der Mißstände, damit aber ist das Gemeinsame eigentlich schon erschöpft. Was Mißstand ist, welche Ursachen dazu führten und wie Änderungen ermöglicht werden können, darüber gehen die Auffassungen extrem auseinander, sie reichen vom reinen Formdenken bis zur naiven Gläubigkeit an die gesellschaftsbildende Kraft des Künstlerischen, von spöttelnder Resignation bis zum Fortschrittsglauben, von einer geradezu visionären Schau der Explosion der Entwicklung bis zu einer nüchternen Analyse der Realität.

Man wird den Eindruck nicht los, daß ein Stachel in allen Aussagen steckt, nämlich der Stachel von der Unzulänglichkeit aller Planung, den Jane Jacobs in ihrem Buche »Leben und Tod großer amerikanischer Städte« (Bauweltdokumente im Ullsteinverlag) am deutlichsten sichtbar gemacht hat. Die immer stärker werdende Auffassung, daß Städtebau ein Prozeß ist, der sich aus einer Summe vieler Kräfte ständig wandelt und so niemals eine Kunstform sein kann, diese Auffassung ist das große Ärgernis für eine große Gruppe, die ihre Vorrangstellung als Planer gefährdet sieht.

O. M. Ungers gehört dieser Gruppe an, er stellt nach wie vor am radikalsten die Forderung nach der Stadt als Kunstwerk. Die Gesetze der Stadtform sind für ihn immer die gleichen, es ändert sich lediglich der Maßstab. Für Ungers müssen sich autonome Baukörper im Gesamtgefüge der Stadt aus dem Gesichtspunkt einer allseitigen Raumentwicklung eigener Form-Gesetzlichkeit zu einer alles durchdringenden

Totalität zusammensetzen, das ist für ihn das eigentliche Ziel von Architektur und Städtebau. Kein Wort hat Ungers für die Bedürfnisse, für die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Voraussetzungen, in einer geradezu bewundernswerten Ignoranz der Zustände bleibt für ihn die Stadt als Kunstwerk das Ziel, so fordert er den bis ins Detail gehenden Einfluß des Künstlers, dieses Ziel zu realisieren.

Wir werden sehen, daß diese Forderung — allerdings in mehr oder weniger abgeschwächter Form — noch oft vertreten wird. Schon jetzt aber muß gesagt werden, daß die Einheitlichkeit in dieser Auffassung keineswegs zu gleichen oder auch nur ähnlichen Ergebnissen in der Planung führt. Die Pläne der Vertreter, die für das Primat der Form eintreten, reichen von Großraumvorstellungen über die gegliederte und aufgelockerte Stadt bis zu historisierenden Entwürfen, im Grunde verteidigt jeder einzelne seine alten, oft allzu alten und längst überholten Konzepte. H. B. Reichow beklagt so die fehlenden Leitbilder der Städte. Er sagt: »Die Demokratie ist der Realisierung städtebaulicher Pläne kaum günstig, geschweige förderlich gesonnen. Le Corbusier hat die Idee der Stadtlandschaft nicht erkannt (grausame Einseitigkeit Chandigarh's), die Interbau wurde am Bedarf vorbeigeplant.« Leitbild bleibt für Reichow der Verkehr, der für ihn bei aller Dienstbarkeit das Elixier des Stadtlebens ist, von ähnlicher Bedeutung wie der Blutkreislauf für das Leben des Körpers. Der Verkehr soll alle Glieder, Elemente und Organe zu einem sinnvollen Zusammenspiel bringen.

«Das Gerede von Wiederaufbau oder Neubau, von verpaßten Chancen und das Kriegsgeschrei der Soziologen aller Lager und Prägungen führt nicht daran vorbei, daß letztendlich der Mensch sich ungern vom Gewohnten trennt, es entscheidet Gewohnheit, Heim- und Heimatgefühl. Die Gartenstadtidee, die »gegliederte und aufgelockerte Stadt«, die Trabantenstädte sind nicht abwegig, auch nach Jane Jacobs nicht. Freie Entwicklung ist gar nicht am Platze, der Planer muß seinen Plänen eine dauernde Richtung geben, die künstlerische Einheit des neuen Objektes, der Stadtlandschaft, ist durchaus nicht in unerreichbare Fernen gerückt. Verpflichtend bleibt das Wort Schinkels, daß »Einheit das Fernproblem aller Kunst und Kultur ist!« Soweit Reichow. Interessant ist noch sein Hinweis: »Die politisch Aktivsten des Staats- und Kommunalwesens wohnen peripher!«

H. Hoffmann glaubt auch nach wie vor an die gegliederte und aufgelockerte Stadt, er spricht von Raumstrukturen, von ausstrahlenden Sektoren der Wohngebiete und ihrer Verzahnung mit den Sektoren des

Großgrün's, das zum überwiegenden Teil land- und forstwirtschaftlich genutzt werden soll. (Sehr im Gegensatz zu H. B. Reichow, der zwar auch die gegliederte und aufgelockerte Stadt will, es aber als erwiesen ansieht, daß sich die Land- und Forstwirtschaft nur noch in der Großfelderwirtschaft rentiert und dann auch nur bei optimaler Rationalisierung. Reichow will Forst- und Landwirtschaft klar abgegrenzt wissen und sagt, daß auf Grund der wirtschaftlichen Voraussetzungen die ihr vorbehaltenen Grenzen am ehesten klar ermittelt werden können, eine sehr überzeugende Auffassung.)

H. Hoffmann glaubt an eine Individuierung der Bebauung, er will sie durch Schaffung von Baugruppen und engeren Nachbarschaften erreichen und damit die schematischen Muster und den Rapport von Gruppierungen ablösen. Ein weiteres Mittel ist für ihn die Vergabe der Aufgaben an verschiedene Architekten.

»Vieles kann man normen, die menschlichen Räume aber nicht!« sagt schließlich H. Hoffmann und er meint, daß die Gefahr der Normung durch eine Mischung aus verschiedenen Ideen verschiedener Planer für ein Projekt am ehesten überwunden wird.

R. Rainer beschränkt sich auf die Feststellung, daß Hebebrand mit der Weiterführung des hamburgers Sternsystems Schumachers — der es seiner Meinung nach wiederum dem Modell Jansens für den Wettbewerb Berlin 1910 entlehnt hat — die Anwendung des Gedankens der gegliederten Stadt im Sinne hat. Die Bildung der zweiten City und das System von Bandstädten mit neuen Verkehrserregern in den neuen Trabantenstädten an den Enden sind für R. Rainer die Bestätigung einer Planungsrichtung, zu der auch er sich bekennt.

E. Kühn spricht zunächst von der Politik als einen entscheidenden und formbildenden Faktor des Städtebaues, zugleich aber stellt er fest: »Wie das Bild, wie die Plastik gerät die Stadt unter das Gesetz des Stils. Stadplanung ist nicht denkbar ohne eine Vorstellung von der Gesamtform, die Großform, die alle bestimmenden Kräfte und Mächte ordnend und gestaltend zusammenfaßt. Der Verzicht auf die Form bedeutet Selbstaufgabe der Demokratie in der Stadt wie im Staat.«

H. Jensen erläutert schließlich an einem konkreten Beispiel, wie er sich Städtebau vorstellt: »Die Stadt Kiel ist bemüht, ihrem verunstalteten Gesicht einen gepflegteren Ausdruck zu geben, etwas von den freundlichen Zügen zurückzugewinnen, die diese Stadt ursprünglich gehabt hat. Welch ein liebliches Bild bot die auf der kleinen Halbinsel zwischen Förde und Kleinem Kiel gelegene Stadt, verbunden mit der hol-

steinischen Hügellandschaft und der blauen Ostsee! Die Trennung des Menschen von der Naturlandschaft durch die wirtschaftliche Entwicklung wurde zum Ausgangspunkt der städtebaulichen Reformideen.

1. Aufgliederung in übersichtliche Stadtkörper, durch Grünflächen getrennt,
2. einfaches Verkehrsnetz und Erleichterung der Orientierung,
3. räumliche Ordnung, städtebaulich-architektonische Gestaltung, die auf die Eigenart der bewegten Fördellandschaft und den Charakter der Seehafenstadt Rücksicht nimmt.

Wo es gelingt, das Gefüge der Platz- und Straßenräume in der City in sinnvolle Beziehung zueinander und zur umgebenden Landschaft zu bringen, wird die Stadt als «Kunstwerk» empfunden. Helle, lichte Weiträumigkeit und lebensfrohe Differenzierung hoher und niedriger Baumassen sollen das Stadtbild anziehend gestalten.*

J. B. Bakema tritt für eine Stadtorganisation in Zonen ein. Aus anderen Publikationen wissen wir, daß Bakema eine schon größere Freiheit in der Beteiligung aller Mitbürger anstrebt, allerdings auf einer Sekundärebene, die sich der Primärstruktur, die durch den Planer festzulegen ist, völlig unterordnet. Interessant ist, daß Bakema nicht nur Zonen von Bauten mit Hochhäusern, Flachbauten und Gewerbeeinrichtungen anstrebt, sondern zugleich auch Nachbarschaften nach Volksschuleinheiten. Reichow's Bild vom Verkehrsbauen, der Verkehr wächst vom Markt aus und die Blätter sind die Wohnungen, gehört zu Bakemas Vokabular, obwohl doch seine Planungen nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Planungen Reichows haben.

H. Scharoun spricht von der Notwendigkeit einer geistigen Ordnung, die die beiden Pole des Wirtschaftsbaues und des Lebensbaues berücksichtigt. Die städtebaulichen Elemente müssen als Teile eines späteren Ganzen, wie ein Kunstwerk, lebendig werden. Er glaubt, daß in der Stadtlandschaft das Nichtüberschaubare und Maßstabslose in überschaubare und maßvolle Teile gegliedert und so zueinander geordnet werden kann wie Wald, Wiese und Berg die Landschaft bilden.

Technische und wirtschaftliche Faktoren, der Ausdruck der gesellschaftlichen Bindung, können nach Scharouns Meinung so zur künstlerischen Gestalt entwickelt werden, daß nicht das Bild einer uferlosen Zufälligkeit entsteht. »Organisches Wachstum an Stelle der gewaltsamen Organisation, Organik an Stelle der Struktur ist notwendig für den Menschen, sein Wohlergehen und seine Kultur.*

W. Gropius glaubt, daß selbst unter der besten Ver-

waltung keine klare, organische Stadtform entstehen kann, ohne den ständigen Einfluß eines schöpferischen Dirigenten, der fortlaufend verantwortlich die Durchführung einer umfassenden Gestaltungsidee überwacht. Er sagt: »Der Gestaltungsidee gehört das Primat, ihr muß alles Organisatorische und Spezialisierte untergeordnet werden. Die Idee aber ist niemals fertig, sie muß sich im Wachstumsprozeß weiterentwickeln, entsprechend den sich wandelnden Lebensbedingungen der Stadt. Sie verliert aber Form und Charakter, wenn nicht ein vorausschauender Koordinator die zahlreichen Spezialisten kraft seiner Autorität zum orchestralen Team zu vereinigen vermag. Seine Autorität ist unteilbar, sie ist unentbehrlich, um der Stadt ein organisches Gepräge zu geben und ihr Gesicht zu erhalten.« Soweit Gropius.

»Das Primat gehört der Form, dem Planer!«, das ist der Tenor dieser neun Aussagen, so unterschiedlich sie im einzelnen auch sein mögen. Der gemeinsame Unterton der Abwehr, ja der Beschwörung ist nicht zu überhören, man sieht die Welt in die Binsen gehen, weil sie der Form nicht mehr gehorchen will. Reichow's Mißtrauen gegenüber der Demokratie, Kühns Feststellung, daß sich mit dem Verzicht auf Form die Demokratie selbst aufgibt, Scharouns Ruf nach der geistigen Instanz und schließlich Gropius, der behauptet, daß eine Stadtform ohne eine umfassende Gestaltungsidee und ohne die ungeteilte Autorität des Planers einfach ihr Gesicht verliert, in allen diesen Äußerungen liegt der Anspruch der alles bestimmenden Form. B. May schließt diesen Reigen ab mit einer lustig ironischen Schilderung der Stadtbauräte von morgen. Man soll sie aus Opportunisten rekrutieren, damit sich der »Stil« nicht ändert, oder aus Technikern, Klempnern, Automechanikern, Zuckerbäckern und Hebammen, um allen Ansprüchen gerecht zu werden! Ironie oder Resignation, was hatte E. May im Sinn? Jedenfalls hat er die Planungsreferendare vergessen, die durch die einseitige Konzentration auf ihre Laufbahn die sichere Gewähr dafür bieten, den Gesamtzusammenhang nicht zu übersehen und durch die absolute Hörigkeit gegenüber Verordnungen die natürliche Sterilität immer wieder mitbringen, die schließlich das so allseits beliebte, überall einheitliche und gleichförmige Gesicht unserer bisherigen Stadtgebiete auf ewige Zeiten sichern wird. Aber Spaß beiseite!

Unsere Städte haben ein Gesicht und es ist durchaus die Frage, was der Lebendigkeit dieser Gesichter genützt und geschadet hat. Das eindrucksvolle Gesicht von Manhattan ist z. B. eine Wucherung aus der ungeheuren Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung und hat nichts gemein mit Prinzip, wie Ungers meint. »Kunst«

stand dabei nicht zur Diskussion, das Raster war lediglich die einfachste Methode der Makler, sich den einträglichen Braten der Felseninsel zu teilen.

Der Griff nach einer alles durchdringenden Totalität der Form ist nicht nur in Manhattan lächerlich, das Leben ist nirgendwo in eine vorgefaßte Form zu pressen, die Form wird immer anders sein als es sich die Planer vorstellen. Form als Ziel ist absolut lebensfeindlich, schon beim einzelnen Haus, Form kann nur als Ergebnis bestimmter Voraussetzungen zustande kommen und sie muß sich, wie Mies van der Rohe sagt, mit der Veränderung der Voraussetzungen immer wiedern wandeln.

Städtebau als Prozeß, als ein Mitwirken von unten auf, das ist der Tenor der weiteren Beiträge, sie stehen den ersten Äußerungen radikal entgegen.

S. Giedion schreibt: »Langsam wächst die Einsicht, daß die innere Struktur des Stadtorganismus zu schützen ist, ihre anonyme Architektur. Überall hört man von der mutwilligen Vernichtung anonymer Bauten, wir müssen uns auf internationaler Ebene zusammenschließen, um diese Barbareien zu verhüten, die die Seele der Stadt zerstören, man soll daran denken, daß alte Bauten, wie z. B. das zum Abbruch bestimmte Wirtshaus »Zum Weingarten« mit seinen Nachbarbauten in Fluntern bei Zürich ein vorbildliches Gemeinschaftszentrum hergeben könnte, das an Charme und Eigenartigkeit wenig zu wünschen übrig ließe.«

H. Lauterbach fordert wie Scharoun eine geistige Ordnung, aber nicht als Überbau. Er sagt: »Wir müssen unser Denken ändern, wenn wir als Menschen leben, und fragen, wie wirkt unser Tun auf den Menschen, körperlich, seelisch, geistig und sozial. Die Bemühungen scheinen mir die richtigsten zu sein, die die Gestalt einer Aufgabe in ihr selbst zu finden suchen als Ausdruck ihres Wesens. Jedes Haus hat eine bestimmte Funktion, sie muß über die möglichst billige Erfüllung leiblicher Werte hinausgreifen. Die technische Funktion muß zum Mittel symbolischer Werte werden und so Seele und Geist im Menschen anregen.« Damit bewegt sich E. Lauterbach auf den Spuren von H. Häring, der ebenso ableugnete, daß es ein selbständiges Ausdrucksproblem gibt. »Die vollkommene Identität des Ausdrucks mit der Idee der Gebrauchsform ist eine wesentliche, sie schließt alle anderen formalen Kunstabsichten aus«, sagt H. Häring.

Bob Frommes verfolgt gleiche Gedankengänge: »Die Prädominanz des Wohnhauses ist gebunden an die Bedürfnisse des Bauherrn, alle anderen Forderungen müssen mit dieser ersten und vordringlichsten in Einklang gebracht werden. Erst wenn uns auffällt, daß der Mensch in der Stadt zuschanden geht, besinnen wir uns

darauf, daß die Stadt für den Menschen da sein sollte. Die Stadt benötigt genau die gleichen Faktoren, deren jedes Lebewesen bedarf, Licht, Luft, Sonne, Wasser, Nahrung und schließlich den Fäkalienabgang. Genau wie beim Lebewesen bringt jede Stockung Gefahr, beim menschlichen Organismus kann aber die menschliche Hand nur heilen, bei der Stadt aber ist sie die Schöpferin. Der Einmannstädtebauer ist kaum noch möglich, ein solches Genie macht mich mißtrauisch, denn Genie und Irrtum liegen zu dicht beieinander. Die Teamarbeit unter Stabführung des Städtebauers drängt sich auf.

G. Isbary führt aus: »Es geht nicht mehr an, von der Stadt als historisch gewordenem Baukörper auszugehen. Bei den meisten Städten ist der Bruchteil der Alteingesessenen unbedeutend, ihnen war in der Regel ursprünglich das städtische Leben sogar fremd. Das Ruhrgebiet hat zum Beispiel aus Ostdeutschland und von Menschen mit schlesischer und polnischer Zunge die Prägung erhalten. Salzgitter und Wolfsburg sind keine niedersächsischen Städte, Wilhelmshaven ist keine ostfriesische und Ludwigshafen keine pfälzische Stadt. Das ist kein Nachteil, im Gegenteil, das Fremde war und ist immer anregend für alle Lebensbereiche. Auch die Zuwanderung der 10 Millionen Ost- und Mitteldeutschen zum Westen wird sich zuguterletzt fruchtbar auswirken. Viele der 800 000 Fremdarbeiter werden nicht nur Produktionskräfte bleiben, sondern Mitbürger werden. Die Wahrung der Tradition historischer Städte geht an diesen Realitäten vorbei, von der Masse der Bewohner läßt sich kein Heimatgefühl im Sinne der Tradition erwarten, ihnen geht es um eine lebenswerte Umwelt«. Eine krassere Absage der Anschauungen von Reichow und Jensen als die von Isbary läßt sich kaum denken. Es wird spürbar, wie sehr die großen Bevölkerungsbewegungen, die in ihrem Ausmaß noch gar nicht zu übersehen sind, Einfluß nehmen auf die Gestalt unserer Umwelt.

A. Ciborowski überträgt diese Überlegungen in weltweite Zusammenhänge. Er schreibt: »Die Tendenz zur wirtschaftlichen Selbständigkeit, der Wille, menschlich zu leben, sich satt zu essen, eine Wohnung zu haben, sich zu kleiden und schließlich der Wille zum Wissen beschleunigen die Urbanisierung, die Konzentration in den Städten. Die Urbanisierung aber muß planmäßig und bewußt geschehen, wenn nicht ein Dschungel von Arbeitslosigkeit und technischer Unterversorgung entstehen soll. Dschungelzustände sind aber die Regel, ihre Heilung liegt im bewußten Städtebau und nicht in der Rückkehr der Menschen auf das Land. Baade hat nachgewiesen, daß die Produktivität der Landwirtschaft mit der Verminderung der Beschäftigten wächst.

Auch bei niedriger Beschäftigungszahl müssen im Jahre 2000 mindestens die Hälfte aller Berufstätigen der unterentwickelten Länder in Städten arbeiten, das sind ca. eine Milliarde Menschen.

Es ist zu hoffen, daß das Moskauer Atomstopabkommen der erste Schritt ist, eine andere Explosion, die städtebauliche, bewußt zu lenken, damit die Menschen immer besser leben können. Die nicht gelenkte, städtebauliche Explosion ist für die Menschheit fast genau so gefährlich wie die Atomexplosionen.*

F. Rosenberg bekennt, daß wir im städtebaulichen Denken noch immer in der Verteidigung gegen den Ungeist des 19. Jahrhunderts stehen. Er sagt: »Alles aber ist im Fluß und kaum etwas mit Sicherheit berechenbar. Es ist unmöglich, in dieser Lage Lehrsätze aufzustellen und Formeln auszudenken. Man kann nur an den Fehlern lernen und durch eine präzise Beobachtung der Gegenwart Prognosen für die Zukunft stellen. Freiheit darf nicht Bindungslosigkeit sein, das Maß dieser Einschränkung wird durch die Bedürfnisse der Allgemeinheit und durch die Belange des Nachbarn und Mitbürgers gesetzt. Die Formen der wohlgebauten Stadt werden vielfältig sein und sich ständig wandeln, die künftige Stadt muß sich dadurch auszeichnen, daß der Bürger sich auch im Alltag frei und in seinem Lebensgefühl gehoben bewegen kann.*

Es ist anzumerken, daß auch Rosenberg eigentlich ganz im Gegensatz zu diesen Auffassungen ähnlich wie Reichow die klar und fest strukturierte Gesellschaft und das damit verbundene klare Programm vermißt und ähnlich wie Gropius die schöpferische Idee, geschützt und gehegt, notfalls allerdings auch korrigiert, entscheidend für die Stadtplanung hält.

Mit diesen letzten Vorbehalten aber bricht radikal L. Burckhardt: »Jede Planung ist unvollkommen, planbar ist nur die Hälfte des Systems, die Infrastruktur. Nicht planbar ist die Gesellschaft! Die Beziehungen der Gesellschaft untereinander sind temporär, darum lassen sie sich auch nicht entflechten, die Gliederung einer Stadt im Sinne einer eigenständigen Erhaltung ist Desintegration, volkswirtschaftlich rückschrittlich und geistig arm. Ziel der Planung kann nur eine möglichst behutsame Überführung der politisch und soziologisch, der städtebaulich wie architektonisch erreichten Stufe in die nächsthöhere sein.* Elastizität, Anpassungsfähigkeit, die Gesamtwirksamkeit der Stadt, das sind Themata, denen L. Burckhardt nachgeht. Er spricht davon, die manipulierbaren Variablen zu nutzen, um die Gesamtwirksamkeit der Stadt zu optimieren. Er spricht von der Grenze der Anpassungsfähigkeit, daß sie nur dann sinnvoll ist, wenn dadurch eine gewisse Wahrscheinlichkeit eines Profits für die Zukunft besteht.

Für L. Burckhardt ist also nicht alles Bewegung, er sieht auch die Unterschiede in der Schnelligkeit der Entwicklung und er erkennt Chancen, ihre Gesetzmäßigkeit zu entdecken. Er sagt: »Stil bildet sich im weitesten Sinne aus der Summe der Einschränkungen«.

Gerd Albers bestätigt, daß die Antwort von gestern den Problemen von heute nicht mehr gerecht wird. Er schreibt: »Wir wissen, daß die Probleme von morgen wieder anders sein werden als die von heute. Der Ruf nach Flexibilität ist sehr berechtigt. Die kritische Durchleuchtung der vielen stadtfeindlichen Vorurteile von Jefferson über Riehl bis zu Rilke hat mit der Rückkehr der Millionen Ausgebombten in ihre trostlosen Städte bereits eine Bestätigung erhalten, wenn auch noch nicht sichtbar gemacht, wie man die Mängel der Stadt bekämpfen und zugleich ihre Werte erhalten kann.« In den Versuchen, über die Erfüllung der lebensnotwendigen Bedürfnisse hinaus mit städtebaulichen Ideen und städtebaulichem Handeln den Menschen auf dem Wege einer Veränderung der Umwelt zu beeinflussen, umzuformen, sieht Albers gefährliche Hoffnungen. Er sagt: »Diese Hoffnungen können zwar das Selbstbewußtsein der Planer stärken, an der Tatsache aber, daß es eine Perfektibilität des Menschen und eine künftige Zeit ohne Probleme nicht gibt, an dieser Tatsache gehen diese Ideen vorbei. Die Sorge um die Aufrechterhaltung einer funktionsfähigen Demokratie und die Förderung der Teilnahme aller am vielfältigen Leben der Stadt lassen sich nur auf Wertvorstellungen vom angemessenem menschlichen Leben gründen. Nicht jede so motivierte Maßnahme muß aber vorbehaltlos bejaht werden, es ist zu bedenken, daß die Umweltgestalt nur einen Teil des menschlichen Lebens ausmacht. Wir haben allen Grund, bei unseren dürftigen Kenntnissen über die Kausalzusammenhänge zwischen Umweltgestalt und gesellschaftlicher Entwicklung kritische Kühle walten zu lassen. Nur mit Nüchternheit, ohne Sentimentalität, ohne chiliastische Hoffnungen auf die »Erlösung durch Ziegelsteine«, ohne Zynismus angesichts der Manipulierbarkeit des Apparates und dennoch nicht ohne die Bereitschaft zu einer schöpferischen Synthese mit dem Blick auf das Leben von morgen sind Planungen möglich, die der freiheitlichen Entwicklung der Gesellschaft förderlich sind. Wenn nicht alles täuscht, wird man in Zukunft die Planungen daran messen, in wieweit sie für die Vielfalt und Spontaneität des Lebens, für den Spielraum der Entscheidungen des Einzelnen und der Gesellschaft offen sind«.

G. Albers hat damit die Forderungen postuliert, die in unserer Demokratie allein am Platze sind. An die Stelle der sozialen und kulturellen Kontrolle, an die Stelle

der hierarchisch gegliederten Gesellschaft früherer Zeiten ist die offene Gesellschaft getreten. Er ist eine bewußt unvollständige Integration, die Austausch und Kontakte in das Belieben jedes einzelnen Bürgers stellt. Das Recht zu einer eigenen, von allen Konventionen freien Lebensführung ist dabei selbstverständlich. Wer über diese Freiheit der Lebensführung für jedermann die Kunstform stellt, der hat weder unsere Zeit begriffen, noch hat er eine Vorstellung von der Funktion der Baumeister in alten wie in heutigen Zeiten. Es ging und geht niemals um Formvorstellungen, sondern um die Realisation sehr konkreter Aufträge. In der Form muß sich getreu das Wesen der Zeit spiegeln. Genau das ist die Forderung des »Neuen Bauens«. Nach H. Häring geht es um den Versuch, das Ausdrucksproblem aus den Gegebenheiten zu erschöpfen, die ästhetischen Wirkungen laufen nebenher, sie sind nicht Ziel der Gestaltung. An dieser gemeinsamen Aufgabe kann jeder nur zu einem bescheidenen Teil mitwirken. Vielfalt entsteht nicht aus einer Anhäufung individueller Vorstellungen von der Gesellschaft, wie H. Hoffmann es glaubt, sondern sie entsteht aus der Vielfalt der immer wieder anderen Voraussetzungen und dem Wandel der Zeit. Die Aufgabe der Baumeister liegt allein darin, sich diesen immer wieder neuen Voraussetzungen zu unterwerfen und trotzdem das Wagnis nie zu scheuen, über die Erfüllung der materiellen Bedürfnisse hinaus die Vielfalt der Formen in die Einheit unseres Weltbildes einzufügen.

Was ist ein Architekt?

Auf der Jahrestagung des Werkbundes Baden-Württemberg in der Ulmer Hochschule für Gestaltung sprach Claude Schnaidt — und er war sich der Vereinfachung bewußt — von zwei Strömungen heutiger Architektur, von den »Monumentalisten« und von den »Utopisten«. Dieser Gegensatz wurde sichtbar. Reinhard Giesemann sagte: »Architektur und Fertigbau schließen sich gegenseitig aus.« Max Bächer stellte fest: »Die Quantität der künftigen Aufgaben ist nur mit Fertigbau zu meistern.« Wenn beide Sprecher recht haben, dann wird unsere Zeit der Architektur das Lebenslicht ausblasen.

Die »Utopisten« sind nun in der Tat der Meinung, daß Architektur im bisherigen Sinne überlebt ist. Sie träumen von Städten aus Elementen. Jedermann soll dort nach Bedarf und Belieben seine Welt bauen und umbauen können, lediglich im System soll neben der technischen auch eine ästhetische Ordnung liegen, die, gleich wie das Spiel betrieben wird, immer zu guten Lösungen führt. Ein bißchen von diesem blinden Optimismus lag in der Begeisterung der Ulmer Versammlung für einen Appell an maßgebliche Stellen, den Fertigbau zu fördern. Gerade das aber versuchte eine Minderheit zu verhindern, sie forderte als eine unumgängliche Voraussetzung menschlicher Lebenskultur die Unauswechselbarkeit eines jeden Bauwerkes und setzte den bedrückenden Fakten der Massenhaftigkeit ein »Rettet, was zu retten ist« entgegen, eine gewisse Resignation gegenüber der Entwicklung war nicht zu übersehen.

Dieser Kurzbericht über eine sehr lebendige Tagung zeigt, wie schwierig es ist, die Frage »Was ist ein Architekt?« zu beantworten. Die Forderung nach einer Resolution für den Fertigbau wurde ebenso heftig beklatscht wie Thomas Maldonados Hinweis auf unsere Unfähigkeit, den Aufbau als eine Zerstörung mit anderen Mitteln aufzuhalten. Einmal müssen sich die Applaudanten geirrt haben, schließlich kann man nicht

den Fertigbau fördern wollen und zugleich mit Maldonado sagen: »Unsere Tätigkeit hat bisweilen, gegen unseren Willen, geholfen, punktuell die Anarchie zu verbrämen.«

Vor dem Tätigwerden sollte man so gut wie möglich wissen, was die Aktionen bewirken. Es ist klar, daß Maldonado auf eine nüchterne Einschätzung der Realität und der Möglichkeiten der Gestaltung in unserer Zeit hinweisen wollte, daß wir nicht nur bis jetzt, sondern auch in der Zukunft nicht in der Lage sein werden, die »Zerstörung mit anderen Mitteln« aufzuhalten. Soviel jedenfalls ist daran richtig, daß nach einer nochmaligen Zerstörung, die Gott verhüten möge, der Aufbau nicht wesentlich anders, sondern, durch die Verbesserung der technischen Mittel, lediglich etwas schneller verlaufen würde. Es bleibt aber noch die Frage zu stellen, ob die Gestalter diesen Vorgang richtig bewerten. Man erinnere sich an die respektablen Künstler, die seinerzeit gegen die Errichtung des Eiffelturmes protestierten.

Auch heute ist noch nicht heraus, ob in dem, was wir für einen Abgrund von Häßlichkeit halten, die Geburt einer neuen Welt steckt. Der blinde Glauben an Aktionen kann uns ebenso wenig weiterbringen wie die Resignation des Sichzurückziehens auf formale und technische Probleme. Es geht um die nüchterne Einschätzung der Komplexität der Lebenszusammenhänge und des Tempos der Entwicklung. Vor alles aber müssen wir die heutige Gesellschaft mit all ihren Mängeln als allgemeine Daseinsgrundlage akzeptieren, um wirksam werden zu können.

Primär geht es nicht darum, neue Lebensformen zu entdecken, sondern darum, die vorhandenen vor weiterer Zerstörung zu bewahren. Die Ausbreitung der typischen Erscheinungen der Gründerzeit und der heutigen sogenannten sozialen Wohnungsbauten über alle Grenzen hinweg weist auf die Ebene der Auseinandersetzung hin, es ist eine überregionale Auseinandersetzung mit weltweiten Aspekten und sie umfaßt unsere ganze Existenz.

Der Architekt ist nicht der Bauherr, er hatte zu allen Zeiten und hat auch heute einen Dienst zu leisten. Aber heute hat er mehr als jemals die Freiheit, nur den Dienst zu leisten, der sich mit seinem Berufsethos vereinbaren läßt. In dieser Auswahl und im Verzicht auf faule Kompromisse erschöpft sich seine Entwicklung auf den Prozeß der gesellschaftlichen Wandlung. Die Kraft des Architekten liegt im Beispiel.

Nur durch Beispiele konnte sich das neue Bauen durchsetzen. So war der sichtbare Eisenträger an einem Wiener Ladenumbau ein Beispiel. Mit der Beschränkung auf die Materialien Stahl, Glas und Beton hat das

neue Bauen in dem heillosen Durcheinander einen neuen Anfang gesetzt, es war das geistige Prinzip des Funktionalismus, die Dinge in der formalen Erscheinung zu reduzieren, um sie den Menschen um so besser dienstbar zu machen. In der Unfähigkeit, dieses geistige Prinzip auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu übertragen, liegt der Kern der Krise von Architektur und Städtebau. Ratio und Emotion werden am jeweils falschen Platz über- oder unterbewertet. In dem Nebeneinander verschiedener »Formvorlieben« steckt mehr Unsicherheit als die Weiterführung der verschiedenen Ausprägungen der Moderne, die, gleich ob sie von Frank Lloyd Wright, Mies van der Rohe oder le Corbusier stammen, ebenso tief in die Tradition reichen wie sie weit in die Zukunft weisen. Nicht in der Individualität, die in der Baukunst durch die Bezogenheit auf alle immer nur eine sekundäre Rolle gespielt hat, sondern in dem hohen Grad an Allgemeingültigkeit liegt die Kraft der Ausstrahlung.

In unserer offenen Gesellschaft sind viele Lebensauffassungen nebeneinander möglich. Es ist weder notwendig noch wünschenswert, diese Vielfalt einzuschränken. Selbstverständlich muß sich die Vielfalt auch in der Bebauung ausdrücken können. Schon aus diesem Grunde ist das Kunstwerk Stadt nicht mehr zu realisieren und mir scheint, daß es nur in bösen Zeiten angestrebt wurde. Auch die alten Bürgerstädte verdanken ihren starken Ausdruck dem Nebeneinander vieler Lebensäußerungen vieler Epochen. Die Freiheit der Lebensäußerungen kann durch die Regelung der gemeinsamen Belange nur wachsen. Bei den mittelalterlichen Städten hat der Zwang zur Verteidigung zu immer wieder ähnlichen Großformen geführt, auch die innere Organisation ist überall annähernd gleich, die gemeinsamen Voraussetzungen haben der außerordentlichen Vielfalt der Gestalt jedoch nicht im Wege gestanden.

Unsere Situation ist ähnlich, die gemeinsamen Probleme sind überall gleich. Daß heißt nach Harald Roth, wir sollten der Ratio nicht im Wege stehen, die Formeln für das Zusammenleben herauszufinden. (Dabei ist anzumerken, daß es zunächst mehr darum geht, überflüssige Formeln abzuschaffen als neue zu erfinden.) Eine solche Formel steckt zum Beispiel in Bakemas und van den Broecks Lijnbaan. Sie haben den Basar für unsere Gesellschaft wiederentdeckt und auf unsere heutigen Bedürfnisse übertragen. Viel später entstand das Gegenbeispiel der Berliner Allee, die mitten durch das Kerngebiet Düsseldorfs neu angelegt wurde. Die grandiose Umlegungsleistung — die Besitzstände wurden aufgehoben und neu verteilt — hat man durch das in jeder Weise überholte Miteinander von Läden,

Straßen und Schienenbahnen vertan, eine bereits allgemeingültige Formel wurde verfehlt, darum ist an dieser Straße keine Aussage zur zeitgenössischen Architektur mehr möglich. Wenn man dort den Konzern- und Geschäftsgebäuden statt der gläsernen Fassaden wieder Werksteine vorpappen würde, die ja noch bis zehn Jahre nach dem letzten Krieg bevorzugt wurden, dann wäre die Prachtstraße aus großdeutschen Zeiten wiederhergestellt. Das ist der Aufbau als »Zerstörung mit anderen Mitteln«, er ist von faulen Kompromissen geprägt.

Die Lijnbaan und die Berliner Allee sind nicht zwei Möglichkeiten einer freien Gesellschaft. Sicherlich gibt es in unserer Demokratie, die sich noch in den Geburtswehen befindet, sehr verschiedene Auffassungen über die Freiheit. Aber es kristallisiert sich doch mehr und mehr heraus, was Unfreiheit ist und wie die Umwelt in keinem Falle aussehen darf. In diesem Zusammenhang ist die Auffassung, daß man jede Aufgabe verschieden lösen kann, einzuschränken. So groß die individuelle Freiheit beim Bau des Hauses ist, oder wenigstens sein sollte, beim Bau der gemeinsamen Gartenmauer muß man sich mit dem Nachbar einigen. Mit der Zahl der Partner wird die Schwierigkeit der Übereinkunft größer und verringert sich die Zahl der Möglichkeiten. Es gibt also in der Frage verschiedener Lösungsmöglichkeiten eine Kurve vom Privaten zum Gemeinsamen, mit dem Grad der Gemeinsamkeit verfestigt sich die Form. Das europäische Autobahnnetz ist ein schönes Beispiel für die Verfestigung und Vielfältigung der Form, die sich bis in die letzten technischen Details immer mehr annähert. Mit der immer besseren Meisterung der Einfügung in die Landschaft verdient die Autobahn — auch der formalen Erscheinung nach — in einem hohen Maß den Titel einer Form unserer Zeit. Der Übertrag des Prinzips auf die Stadtautobahnen in Verbindung mit einem kreuzungsfreien Schienenbahnnetz ist die erste Voraussetzung für die Regeneration unserer Städte.

Das Beispiel Autobahn zeigt, daß es völlig überflüssig ist, sich gegen die Wiederholung zu sträuben. Mehr noch als beim Massenartikel gibt es im Häuser- und Städtebau die eine Formel, die der Summe der Bedürfnisse am besten gerecht wird. Die Fachwerkkonstruktionen waren zum Beispiel zu ihrer Zeit eine solche Formel von großer Anpassungsfähigkeit.

Nur wenn wir in der Lage sind, die schlechten Formeln durch bessere zu ersetzen, dann besteht die Hoffnung, daß sich die Verhältnisse allmählich ändern. Die Anwendung der Formeln bedarf der Emotion, wenn sie nicht steril werden soll. Es ist dabei aber nicht zu übersehen, daß die sterile Anwendung den faulen Kompro-

müssen immer überlegen ist. Auch muß bedacht werden, daß die emotionale Leistung nicht bestellt werden kann, sie läßt sich nicht organisieren. Das hat Niklaus Morgenthaler in Ulm zum Ausdruck gebracht mit dem Hinweis, daß wir Köpfe brauchen, die denken können. Was die Emotion zu leisten imstande ist, die sich nach Morgenthaler von selbst einstellt, dafür hat seine Gruppe mit dem Wohnort Halen ein Zeugnis gegeben.

In der Halener Architektur ist die Integration der verschiedenen Strömungen der Moderne ebenso sichtbar wie die Rückbesinnung auf den menschlichen Maßstab von Markt und Gasse mittelalterlicher Städte. Es sind Dimensionen, die die dort lebenden Menschen voll ausfüllen können. Die klare Abgrenzung der privaten und öffentlichen Räume und Flächen erfüllt den Anspruch abgeschlossenen Privatlebens ebenso wie die Notwendigkeiten des Gemeinsamen.

Darüber hinaus entstehen aber, und das ist in dieser Größenordnung von nur achtzig Familien neu, reiche Möglichkeiten für ein gemeinsames Leben. Von der Technik, die hervorragend gelöst ist, sieht man in Halen nur das Eingangstor einer Großgarage. Daß die Architektengruppe ihre Existenz aufs Spiel setzen mußte, um diese Wohngruppe zu realisieren, das kennzeichnet den Einsatz, der heute notwendig ist, um eine neue Formel wie Halen zu finden. Damit haben wir die Antwort darauf, was ein Architekt ist.

Der Architekt ist ein Mensch, der einen Dienst zu leisten und zugleich die Freiheit hat, sich diesen Dienst auszuwählen. Der Dienst schließt die Verselbständigung architektonischer Arbeit aus. Die freie Wahl des Dienstes macht die Unbequemlichkeit des Architekten aus, weil er nur das ausführt, was er nach seiner Überzeugung vertreten kann. Diese Freiheit ist entscheidend für die geistige Erfüllung der Aufgabe, nur so kann der Architekt Beispiele setzen. Die Forderung, daß die Beispiele die Freiheit der Lebensentfaltung der Menschen vergrößern müssen, schränkt die Möglichkeiten des Architekten außerordentlich ein. Er kann den Weg eines Erfüllungsgehilfen nicht gehen. Viele neue Berufe vom Designer bis zum Stadtplaner werden vom Architekten ausgeübt, ihre Erfüllung setzt aber immer den Anspruch Hugo Häring's voraus, die Vielheit der Formen in die Einheit eines Weltbildes einzufügen. Die Unauswechselbarkeit jedes Bauwerkes durch Aufgabe, Zeit, Mittel und Ort ist nur durch eine personale und niemals durch eine anonyme Leistung zu realisieren. Dieser Anspruch bleibt bestehen und er wird durch die Serien der gleichen gesellschaftlichen Voraussetzungen und der Notwendigkeit der Vorfertigung zwar eingeschränkt, aber nicht

aufgehoben. Nicht an der Größe der Aufgabe, sondern an der Haltung zur Arbeit erkennt man den Architekten. Nicht die Quantität, sondern die Beeinflussung der Quantität durch das Beispiel ist entscheidend, sie läßt sich nur in einer realistischen Einschätzung der Zeit leisten. Der Architekt weiß, daß die Verhältnisse sich nur langsam ändern lassen, daß sich die Bindungen mit der Zahl der Partner verfestigen und so die individuelle Freiheit einschränken. Vor allem aber weiß er, daß die Gesellschaftsform, aus der letztlich auch Architektur und Städtebau entstehen, nicht diktiert werden darf. Sein Engagement für die Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse entsteht aus der Erfahrung der Arbeit, denn sie ist nur nach dem jeweiligen Stand der geistigen Auseinandersetzung zu leisten.

So müßte es sein, aber in der Auseinandersetzung über die Frage, wie unsere Häuser und Städte aussehen sollen, haben die Architekten — durch ihre zu isolierte Betrachtung formaler und technischer Probleme — längst die Führung verloren, die die Avantgarde des Neuen Bauens in den zwanziger Jahren durchaus gehabt hat. Das Absinken ins Formale hat die Krise der Architektur hervorgerufen, es ist der Modernismus, mit dem wir so fleißig alle Dinge unserer Umwelt tapezieren. Die Zustände werden übertüncht, anstatt den Versuch zu wagen, sie zu durchdringen. Daß die Askese das Modische habe erst ins Kraut schießen lassen, das mag überall zutreffen, bestimmt aber nicht für Architektur und Städtebau, denn das geistige Prinzip des Funktionalismus ist — sehr zum Schaden der Bewältigung der Unordnungszustände — nicht mehr gefragt.

Ein Architekt

Hans Schwipperts Bauen begegnete mir zum erstenmal in Altenberg, der damaligen Hochburg der katholischen Jugendbewegung. Blau, rot und grün gestrichene Fußböden, kubisches Mobiliar und eine an Stelle von drei oder vier Kammern eingerichtete Kapelle mit Bänken aus Holzbohlen auf Bandeisenkonstruktion, diese mit geringsten Mitteln ausgeführten Arbeiten sind in meiner Erinnerung haften geblieben als der sichtbare Ausdruck einer Gruppe von Menschen, die sich bewußt und entschlossen gegen den Ungeist der braunen Flut stellten. Karg, aber heiter war dieser »Stil«, der über die ebenfalls von Schwippert ausgebaute Düsseldorfer Kunstwarte bis in die verschiedenen in Hinterhäusern, auf Dachböden und in Kirchtürmen eingerichteten Heime der damals illegalen Jugendbewegung reichte. Demut und Frohsinn spricht auch aus nahezu allen Berichten der vielen Jugendführer, die inhaftiert und gefoltert worden sind, weil sie diese außerhalb der Kirchengebäude verbotene Gemeinsamkeit betrieben haben. Nach dem Zusammenbruch wurde es allen Sehenden offenbar, daß Hans Schwippert zu dem winzigen Kreis der Menschen gehörte, die die Zeichen für einen neuen Anfang schon mitten in der Nazizeit gesetzt haben. Es waren Zeichen, die über eine einfache Weiterführung des neuen Bauens, so wie sie zum Beispiel im Industriebau glückte, hinausgingen; sie zeigen eine gegen die ganze Härte des brutalen und schwulstigen Ungeistes erprobte, nüchterne Art der Betrachtung, weitab von jeder Sentimentalität und Ichbezogenheit. Schwippert hat die Notwendigkeit, in der Realität der Zeit zu stehen, gleich wie sie kommt, auf vielerlei Weise bitter erfahren, er denkt, spricht und baut aus der Ganzheit des Geschehens, er macht auch Politik und manipuliert, wenn es die Sache erfordert. Ohne ihn wären die großen Dokumentationen werkbundlichen Geistes im Nachkriegsdeutschland nicht geglückt. Hinter dieser geistig-organisatorischen Arbeit ist das Bauen nicht zurückgetreten, nicht der Umfang

der Aufgaben, sondern die Zurückhaltung, die allen Bauten Schwipperts eigen ist, trifft die Bedeutung, die dieser Arbeit zukommt und die sie auch auf weite Sicht behalten wird.

Wir haben nach der Nazidiktatur zuerst eine furchtbare Zeit der Anknüpfung an die immer noch lebendigen Kräfte der zwanziger Jahre erlebt, dann aber ist nahezu jede Gemeinsamkeit verlorengegangen. Nicht nur die politische Spaltung unseres Vaterlandes in Ost und West, sondern mehr noch der Einbruch einer maßlosen Ichbezogenheit, verbunden mit der Jagd nach materiellen Vorteilen hat die Basis gemeinsamen Denkens äußerst schmal werden lassen.

Das gemeinsame Denken ist aber gerade die Grundlage der Bauten Schwipperts, er verhält sich so, wie sich eigentlich jeder verhalten müßte, und er enthält sich asketisch jeder, auch der kleinsten »eigenen« Äußerung, er sucht die denkbar große, reale und greifbare Allgemeingültigkeit. Gerade weil er sieht, wie schmal dieses Basis ist, gerade darum ist sein Bauen von einer so großen Einfachheit. Seine Arbeit ist in gewisser Weise vergleichbar mit den Arbeiten Tessenows; auch Tessenow hat sich gegen Extreme, Spielarten und eine Verselbständigung der Architektur gewehrt, wie Schwippert sah er die Kette von der Tradition bis zum Fortschritt, den Prozeß, der nur langsam vorwärtsgeht und der nur mit unendlicher Behutsamkeit von der jetzigen in die nächsthöhere Stufe geführt werden kann.

Diese Art des Denkens wird in absehbarer Zeit all die ungereimten Einseitigkeiten unserer Zeit ablösen müssen, wenn sie nicht zuschanden gehen soll. Man wird noch einmal, und das ist dann ein schöner Beweis für diese Behauptung, die Architektur an dem Grad ihrer Menschlichkeit messen. Die gegen den Menschen gerichteten Auswüchse der sogenannten Moderne, gleich ob sie die Intimsphäre oder den Schutz vor dem Wetter zugunsten einer autonomen Architektur opfern, diese Auswüchse wird man im Werk Hans Schwipperts vergeblich suchen, für ihn liegt in der Aufgabe das Wesen der Form, formale Kunstabsichten sind ihm fremd.

Die Beschränkung auf den rechten Winkel und allenfalls den Kreis ist für Schwippert eine Frage der Disziplin, sie hat mit formalen Absichten nichts zu tun. Er hat mit seine Bauten ausreichend belegt, daß diese Beschränkung die funktionelle Erfüllung im weitesten Sinne nicht zu schmälern braucht.

Lapidar, zu einfach für den Tagesgeschmack, so steht da zum Beispiel das Haus der Wissenschaften. Man sieht dem Bauwerk die sorgfältige Erfüllung hoher Ansprüche, eine äußerst komplizierte und sehr schwierig

zu bewältigende technische Einrichtung nicht an. Dieser Teil der Arbeit wirkt, obwohl er anderswo kaum in gleicher Qualität geleistet wurde, wie nebenher gemacht. Lapidar, zu einfach für die auf Neuheiten erpichten Berichterstatter ist auch der Grundriß mit dem Kern der Vortragssäle und der zweigeschossigen Umbauung, mit den weiten, offenen Hallen und Zuhörräumen, ein Grundriß und Aufriß in ausgewogenen Proportionen, der eine mannigfaltige und gleichzeitige Nutzung verschiedener Raumgruppen ohne jede gegenseitige Störung zuläßt. Ein äußerst reduziertes Bauvolumen, das Wechselspiel von Innen und Außen mit dem benachbarten Florapark und die bei aller Kargheit gelöste und zugleich repräsentative Erscheinung bürgen dafür, daß dieses Haus die Zeiten überdauern wird. Wenn es richtig ist, daß die Form in ein geistiges Weltbild, in das Gefüge eines Totalen münden muß, wie es Hugo Häring sagt, dann hat Hans Schwippert immer noch, wie nach 1945, eine Lehre dafür anzubieten, wie man dieses Weltbild in unserer Zeit am ehesten finden kann.

Schlußwort

Die gängigen Einwände gegen jede Kritik hören sich so an:

»Sie wollen doch wohl nicht alle über einen Leisten schlagen, schließlich müssen wir froh sein, daß es so viele verschiedene Auffassungen gibt, denn es kann doch nichts Langweiligeres geben als einen Haufen Menschen mit nur einer Meinung, das haben wir ja gottlob hinter uns, wir sollten uns die Freiheit, sagen zu dürfen, was wir wollen, um keinen Preis mehr nehmen lassen!« Diskutanten, die da und dort nein und »ohne mich« sagen, werden häufig der Intoleranz verdächtigt, denn, so meint man, eines Diskussion ist nicht dafür da, Ergebnisse zu bringen. Diese sehr eigenartige Auffassung hat nun dazu geführt, daß sich auf den Tagungen sehr entgegengesetzte Vorstellungen die Waage halten, und dieser Zustand kann sich im geistigen Nebel der Applaudenten, die alles freundlich beklatschen, auch nicht ändern. Diese Indifferenz ist eine weit verbreitete Seuche, keine Stellung und kein Stand ist davon ausgeschlossen, in ihr ist die eigentliche Ursache für die Stagnation in der geistigen Entwicklung zu suchen. Den Extremisten kann man die Besessenheit nachsehen, für Indifferenz aber gibt es keine Entschuldigung und vor allem: Indifferenz und Toleranz haben nichts miteinander gemein.

Sicherlich soll jeder tun und lassen, was ihm beliebt, aber in all den Fällen, wo dieses Tun und Lassen das Leben anderer bestimmt — und das ist in Architektur und Städtebau immer der Fall — muß diese Freiheit eine Grenze haben. Jedes Wir ist eine Einschränkung der individuellen Freiheit und sie nimmt mit der Größe der Gemeinschaft zu.

Es geht um die Gesellschaft, die wir jetzt haben, und nicht etwa um ein Wunschbild davon. Unsere Gesellschaft ist so gut und so schlecht wie unsere Städte, sie sind das Abbild der Verhältnisse. Die Verhältnisse zu ändern — und damit die Städte — das erfordert eine nüchterne Auseinandersetzung mit der Realität.

Wir haben gerade soviel Gemeinschaft in der Welt, daß es zum Überleben reicht, die Gemeinschaft ist also eine äußerst empfindliche Sache, wir können sie weder den Träumern noch den Pessimisten, am wenigsten aber den Indifferenten überlassen.

Josef Lehmbruck